



Gedanken zur Weihnacht

Betrachtung über die Liebe: Liebe als Schicksal und als Tugend – Hohelied der Liebe im Neuen Testament – Die Liebe ist alles: Dienendes Tun – «Verhallende» Worte – «Zu einem Lasttier bin ich geworden» – «Lieben», ohne zu lieben – Eigenschaften der Liebe: Mut zum Ertragen und zum Mittragen – Gelassenheit in der Hetze des Alltags – Freude daran, daß der andere größer ist – Wie überwindet man die «Erbitterung»? – Die reif gewordene Liebe: Alles ist Stückwerk in unserem Leben, außer der Liebe – Wie hält man in der Liebe durch? – Wieviel zählen Leistungen und Begabungen? – Zukunft der Liebe: Die Liebe ist der «gerade Weg» – Gegenwart des Himmels im irdischen Leben – Glaube und Hoffnung bleiben auch – Sie wandeln bloss ihre irdische Gestalt – Liebe als «letzter Grund».

Kirche in der Welt

Seelsorge heute: Zunehmende Vergesellschaftung – Nicht nur das Negative sehen! – Die Großstadt hat auch ihr Gutes – Brauchen wir noch katholische «Institutionen»? – Sehnsucht nach personaler Religiosität – Werbemethoden werden durchschaut – Die Freizeit läßt die Menschen zu sich selbst kommen – Das neue Bild der Kirche – Anerkennung der Eigengesetzlichkeit der Welt – Dem Fortschritt offen – Die Laien tragen Mitverantwortung – Möglichkeiten und Chancen der neuen Seelsorge.

Aufgabe und Stellung der Frau

Frauen in der modernen Wirtschaft: Familie im Wandel der Zeit – Prozentual mehr Mütterarbeit – Mutter kleiner Kinder gehört ins Haus –

Mitverantwortung des Arbeitgebers – Kinderhorte sind keine Lösung – Verantwortung der Frau gegenüber sich selbst – Der Mann muß auch zu Hause zupacken – Familienfreundlicher Wohnungsbau – Die Familie darf durch Frauenarbeit nicht beeinträchtigt werden.

Sowjetunion

Wirtschaftliche Erschließung Sibiriens; Eindrücke einer Reise (4): Elektrifizierung – Verkehrsnetz – Chinesischer Griff nach Sibirien – Das größte Stauwerk der Welt – Neue Städte – Wahrheit oder Propaganda? – Schwächen der Planwirtschaft – Der Mensch läßt sich nicht «einplanen».

Spiritualität

Lesenswertes: Christliche Frömmigkeit in einer sich wandelnden Welt.

Betrachtung über die Liebe

Wir möchten in dieser weihnachtlichen Betrachtung über die grundlegendste christliche Haltung nachsinnen: über die Liebe. Das Wort ist in unserer Zeit – vielleicht war es zu allen Zeiten so – erschreckend «zweideutig» geworden. Man kann zwar über die Liebe große Worte machen. Was sie aber in ihrem eigentlichen Wesen ist, wird nur jener begreifen, der schon die Liebe erfahren hat. Wie sieht echte, wurzelhaft gewordene (radikale) Existenz aus? Das Christentum sagt: Ein solcher Mensch ist ein Liebender.

Vielleicht gelingt es uns, wenigstens einen kleinen Teil jener Sehnsucht nach Liebe in Worte zu fassen, die in uns allen lebendig ist. Wir möchten ein echtes, wirklichkeitsnahes Bild jener Wirklichkeit entwerfen, die Liebe heißt; die wie ein «Schicksal» über uns kommt, die wir wie eine unverständliche und doch inwendig-selbstverständliche Macht in uns spüren. Sie steigt aus den Tiefen des Unbewußten empor. Sie ist wie eine innere Notwendigkeit, ja wie ein Zwang, der einen, wenn man ihn spürt, völlig in Gewalt nimmt. Wenn man liebt, kann man nicht anders als lieben. Die Liebe wirkt in uns wie eine seltsame Stoßkraft, fast wehtuend. Somit kann die Liebe auch zu einer verheerenden Katastrophe unserer Existenz werden. Dies heißt aber, daß der Mensch lernen muß, wie er lieben soll, wie er diese gesamtpersonliche Erregung, die aus seiner Seele geheimnisvoll aufsteigt, in seine Hand nehmen soll. Er darf nicht jede Liebesneigung ziellos und sinnlos wuchern lassen, sondern muß sie formen, bilden, muß ihr Erfüllung geben oder ihr diese Erfüllung verweigern. Somit ist echte und reife Liebe eine «Tugend», das heißt eine mühsam eingeübte Haltung der Welt gegenüber. Wenn man sie nicht wirklich «erlernt», kann aus der Liebe maßloses Leid emporsteigen. Es ist rätselhaft: Wir «müssen» lieben und zugleich diese Liebe unter Schmerzen und Widrigkeiten «erlernen». Das bloße «Gefühl» der Liebe kann den Menschen zu einer geradezu dämonischen Wildheit entflammen.

So tun wir gut daran, wenn wir in dieser Betrachtung mit großen Worten und hohen Ausdrücken sparsam umgehen. Die zarten Dinge muß man zart behandeln. Wir sollen diese höchste Wirklichkeit unseres Lebens in ihrer heiligen Würde aufnehmen, ihr die Tür unseres Denkens und unseres inneren Mitschwingens ganz leise öffnen. Es gibt in der abendländischen Geistesgeschichte keinen anderen Text (außer vielleicht der «Betrachtung zur Erlangung der Liebe» des heiligen Ignatius), der wesentlicher über die Liebe als «eingeübte Haltung» sprechen würde als das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes von Paulus. Wir werden uns darauf beschränken, diesen Text meditativ unserer Existenz nahekommen zu lassen. Er ist der vielleicht dichteste und bedeutendste Ausdruck der christlichen Wessenshaltung in der Welt. Es heißt bei Paulus:

«Wenn ich mit Zungen von Menschen, ja von Engeln rede und die Liebe nicht habe, so bin ich ein tönendes Erz und eine lärmende Schelle. Und wenn ich der prophetischen Rede mächtig bin und alle Geheimnisse weiß und habe ganze Erkenntnis und den ganzen Glauben, so daß ich Berge versetzen kann, habe aber die Liebe nicht, so bin ich ein Nichts. Und wenn ich meine ganze Habe für Armenspeisung verteile und wenn ich meinen Leib hingebe, damit ich verbrannt werde, habe aber die Liebe nicht, so nützt mir das gar nichts. Die Liebe ist langmütig und freundlich. Sie eifert nicht und prahlt nicht. Sie bläht sich nicht auf. Sie tut nichts Unschickliches und sucht nicht den eigenen Vorteil. Sie läßt sich nicht erbittern, rechnet das Böse nicht nach, freut sich nicht über das Unrecht. Sie freut sich über die Wahrheit. Sie erträgt alles. Sie glaubt alles. Sie hofft alles. Sie überdauert alles. Die Liebe hört niemals auf. Prophetenreden: sie werden aufgehoben werden. Sprachengaben der Entrückung: sie werden aufhören. Erkenntnis: sie wird nicht mehr gelten. Denn Stückwerk ist unser Erkennen und Stückwerk unser Reden aus Eingebung. Wenn aber das Vollkommene kommt, wird das Stückwerk ein Ende haben. Als ich

ein Kind war, redete ich wie ein Kind, dachte ich wie ein Kind, urteilte ich wie ein Kind. Als ich aber Mann geworden, habe ich das Kindische abgelegt. Jetzt sehen wir im Spiegel, rätselhaft, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich im Stückwerk, dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt werde. Nun aber: Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei bleiben. Das Größte von ihnen ist aber die Liebe» (1. Kor 13,1-13).

Dieser erstaunliche Text, den wir jetzt auf seine anthropologisch-philosophische Aussage hin befragen wollen, ist eine seltsame Aneinanderreihung und Vermischung von Aussagen, Abgrenzungen, Gegenüberstellungen und Deutungsversuchen. Beim näheren Hinschauen wird sich aber ergeben, daß man über die Liebe gar nicht anders sprechen kann. Das Eigentümliche dabei ist, daß Paulus sich gar nicht bemüht, die Liebe selbst zu definieren. Er grenzt sie von anderen Tugenden und Begabungen ab: er zählt ihre Eigenschaften auf, umkreist sie. Darin ist bereits eine bedeutende Aussage enthalten: Über die Liebe läßt sich nicht sprechen; man muß sie erfahren haben; man muß durch sie erschüttert werden. Die Liebe ist ein Urerlebnis unseres Lebens. Das Ureigentliche ist aber immer unfaßbar; wir können und dürfen es nicht «bereden». Das Wesenhafte entzieht sich immerfort unserem denkerischen Bemühen und unserer Sprache. Es ist nur als Erfahrung «gegeben». Diese Erfahrung heißt zunächst:

Die Liebe ist alles

«Wenn ich mit Zungen von Menschen, ja von Engeln rede und die Liebe nicht habe, so bin ich ein tönendes Erz und eine lärmende Schelle.» Wir möchten hier nicht im einzelnen untersuchen, was Paulus damit der Gemeinde von Korinth genau sagen wollte, sondern eher das, was er selbst dabei erfahren hatte. Offenbar waren in Korinth «geistbegabte» Menschen, die bis zum Äußersten des Menschlich-Erlebbareren vorgestoßen sind und das Unausprechliche, zwar stammelnd und stotternd, in die Sphäre des Sprechbaren heimholen konnten. Die historischen und psychologischen Einzelheiten dieser «Zungenrede» sind hier belanglos. Wichtig ist für uns die grundlegende Erfahrung: Magst du sprechen, so schön wie ein Mensch nur kann, magst du sogar reden wie ein Engel – hast du die Liebe nicht, so ist all das nur «Blech»; du hast das Eigentliche nicht geleistet und auch nicht erfahren; dein Reden hört sich gut an, es bewegt sogar die Herzen, es erschüttert. Was ist aber dahinter? Nichts! Eine Leere! Du sprichst Worte aus, die das Eigentliche nicht erfassen. Deine Sprache, dein Vortrag ist bewegend, erregend, erhellend sogar, einfach großartig. Aber du selbst stehst nicht dahinter. Und so wird deine Sprache bedeutungslos, «dünn»; sie macht einen traurig. Du suchst nur dich selbst, du willst Eindruck machen. Wenn du noch nie geliebt hast, wie wagst du über das Eigentliche zu sprechen? Deine Worte werden verhallen. Ein Selbstgenuß und eine großartige Selbstdarstellung. Beweise zuerst, daß du dem andern Schutz bieten kannst, daß du ihn über die Interessen der eigenen Existenz stellst, daß du dem anderen alles ersparen willst, was einem unsere Welt an Sorgen, Qualen und Wunden zufügen kann. Nimm zuerst das andere Wesen in Schutz. Wenn es sein muß, auch gegen es selbst. Kämpfe für den andern, beschirme ihn, gib ihm Leben und inneres Wachstum. Liebe ist also nach Paulus zunächst ein dienendes Tun. Unser Reden ist aber immer hohl und nichtig. Wir müssen zuerst existentiell beweisen, daß unser Sprechen ehrlich ist. Es ist leicht, andere zu betören. Auch die gehaltvollsten Reden nützen nichts, wenn dahinter nicht die Liebe steht. Die Liebe teilt sich ganz still und schweigend mit. Durch einfaches Beistehen und durch Dabeibleiben in der Treue. Schöne Worte kann ein jeder machen. Das ist eine Frage der inneren Empfindsamkeit und der Stilistik. Die wahre «Sprache» der Liebe tönt aber ganz anders. Was in ihr eigentlich klingt, ist Selbsthingabe und nicht Emotion, auch nicht intelligente Erklärung.

«Und wenn ich der prophetischen Rede mächtig bin und alle Geheimnisse weiß und habe ganze Erkenntnis und den ganzen Glauben, so daß ich Berge versetzen kann,

habe aber die Liebe nicht, so bin ich ein Nichts.» Eine neue, noch eindrücklichere Abgrenzung. «Prophet» ist ein Mensch, der die Ereignisse unserer Welt von der Gnade Gottes her deuten kann. Ein Mensch «weiß um Geheimnisse», wenn er staunend stehen bleiben kann vor dem Unerklärlichen und es mit der ganzen existentiellen Empfindungskraft seines Daseins umfaßt mit einer stets wachsenden und in die verborgene Wahrheit «hineinruhenden» Eindringung. Ein Mensch «glaubt», wenn er sich – vielleicht innerlich noch zweifelnd – einer Wirklichkeit aussetzt, die sich nicht aus dem Stoff unserer Welt zusammenfügen läßt; der bis zum Grunde seiner Existenz vom andern, von einem Absoluten – den er nicht «erklären» kann – in Anspruch genommen wird; der durch diese innere Kraft des Angesprochenenseins und der Anspruchnahme gelegentlich sogar Dinge vollziehen kann, die andere und sogar das Weltgesetz «in Erstaunen bringen»; der «Berge versetzen» kann. In diesen drei Eigenschaften menschlicher Eigentlichkeit wird ein ergreifendes Bild menschlicher Existenz entworfen. Prophetisches, wissendes und gläubiges Dasein. Anthropologisch: eine das ganze Wesen des Menschen umgreifende Dynamik vom Eigentlichsten her und zum Eigentlichsten hin. Und selbst hier sagt Paulus: Nein. All das gilt in der Wirklichkeit nicht. Nicht Prophetie, nicht Wissen und nicht Glaube (obwohl sie bedeutend, schön, unentbehrlich sind) sind der letzte Grund, sondern die Liebe. Was mag diese Liebe wohl sein, der bei Paulus eine solche Vorrangstellung in der Welt der Existenz zuerkannt wird? Je intensiver Paulus die Abgrenzung gegenüber anderen «Geistesgaben» vollzieht, um so deutlicher wird: Wir sind nichts, wenn wir nicht lieben.

«Und wenn ich meine ganze Habe für Armenspeisung verteile und wenn ich meinen Leib hingebe, damit ich verbrannt werde, habe aber die Liebe nicht, so nützt mir das gar nichts.» Kart Barth sagt: «Es gibt tatsächlich eine Liebe, die ohne Liebe, eine Hingabe, die keine Hingabe ist; einen Paroxysmus der Selbstliebe, der ganz und gar die Gestalt echter, bis zum Äußersten gehender Gottes- und Bruderliebe hat, in welchem es sich aber durchaus nicht um Gott und den Bruder handelt ... Die Liebe allein zählt – keine Liebestaten als solche, auch die größten nicht. Sie können auch ohne Liebe getan werden und sind dann bedeutungslos, mehr noch: sie sind dann gegen Gott und gegen den Bruder getan.» Wenn vorher die Liebe als Tun definiert wurde, dann wird hier die «Selbstlosigkeit» als Wesenselement der Liebe hinzugefügt. Man kann auch in der sogenannten «Liebe» sich selbst suchen. Man kann aber seine Liebe im scheinbar uneigennütigen Tun auch verlieren. Eine seltsame Eigenschaft der Liebe wird hier deutlich: das «Nichtwissen-um-sich-selbst», das «Nicht-auf-sich-selbst-Zurückschauen», die Absichtslosigkeit. Mag man alles hingeben, auch das eigene Leben; geschieht dies aber nicht aus einem reinen «Umsonst», so ist es eben ein Nichts. Hier sind wir an der äußersten Gemarkung des menschlich Aussprechbaren angelangt. Vielleicht besteht Liebe lediglich in dem, was der Psalmvers ausspricht: «Zu einem Lasttier bin ich geworden vor deinem Angesicht.» Dieses «Nichtwissen-um-sich-selbst», diese Reinheit der Hingabe, dieses «Nichts-Wollen-vom-andern», dieses «Annehmen-des-fremden-Seins» wie es ist, bedeutet Liebe; ohne diese grundsätzliche Selbstlosigkeit sind wir ein Nichts, mögen wir noch so viele «Liebestaten» vollbringen. Wir lieben nicht, sondern suchen nur das eigene Selbst. Wer je geliebt hat, versteht dies: Selbst durch Güte kann man den andern ins Unrecht setzen; man kann durch Hingabe die andern geradezu «beleidigen». Solange die Liebe sich nicht vom eigenen Selbst löst, ist sie keine Liebe. Der Gedankengang dieses erstaunlichen Textes ist unerbittlich, aber auch wohlthuend. Er enthüllt vor uns die echten Dimensionen des Menschenseins. Seltensamerweise fährt nun Paulus in einer unerwarteten Richtung fort. Er beschreibt (einmal positiv, einmal negativ) die Eigenschaften dieser Wesenshaltung des Menschen, wovon er vorher angedeutet hatte, daß er über sie gar nicht sprechen könne.

Eigenschaften der Liebe

Die Beschreibung der Liebe ist bei Paulus recht bruchstückhaft. Man spürt: dieser Mensch hat wesenhafte Liebe erfahren; gerade deshalb kann er aber über sie nicht sprechen.

Der Gedankengang kommt nicht so sehr aus dem Gehirn; er kommt vielmehr aus dem Herzen. So hat er eine seltsame Logik, die nur das Herz verstehen kann. Die in sich schwingende Erfahrung entläßt Gedankenbrocken, intuitive Erkenntnisse, deren jede aber ins Wesentliche trifft.

«Die Liebe ist langmütig.» Mit einer unscheinbaren, aber lebentragenden Eigenschaft hebt diese Beschreibung an: mit der Langmut. Sie bedeutet im Grunde, daß ein Mensch bei einem andern lange ausharren kann: bis zum Tode; daß er diesen andern erträgt, aber nicht in gleichgültiger Nachlässigkeit, sondern in schöpferischer Treue. Es ist der Mut, den andern zu «ertragen», seine eigene Existenz «mittragen» zu helfen; der Mut, in die Zeit hineinzuleben und dabei je neu, je anders dem geliebten Wesen echte Hingabe zu erweisen; der Mut, den Faden der Liebe nicht durchzuschneiden, sondern (durch eine gelebte «Gegenwart») zu beweisen, der andere könne in allen Situationen des Lebens damit rechnen, daß wir «bei ihm bleiben». Ohne diesen Mut zur langen, in der Treue durchgehaltenen Hingabe kann das enge Zusammensein der Menschen zur Hölle werden. Die Selbsterziehung zur entsagungsbereiten Treue, das Nichtkapitulieren vor der Aufgabe des Ausharens, die langsame Überwindung von Unstimmigkeiten, die Bändigung der Unstetigkeit des Triebes gehören somit zur Wesensbedingung echter Liebe und somit echten Menschseins. In dieser Sicht wäre Liebe: unbedingtes Da-sein für die andere Person für immer.

«Die Liebe ist freundlich; sie eifert nicht und prahlt nicht.» Dieses Stille, Demütige und in jeden Situationen des Lebens für das andere Sein Offene der Langmut soll von einer «Freundlichkeit» getragen werden, die in der Heiligen Schrift als «Milde» erscheint (das Wort in seinen verschiedenen Bedeutungen genommen): als ruhige Gelassenheit eines Mitseins, das von so viel Hetze, Nervosität und Unruhe bedroht ist; als stille Hinnahme der Fehler der anderen, des Wankelmutes des geliebten Wesens, seines Versagens, seiner inneren Unruhe, seines leiblichen und seelischen Gebrochenseins; als abgeklärte Schonung des anderen Seins in Rücksicht, in Höflichkeit, in mitfühlender Anteilnahme. Damit ist gegeben, daß eine solche Liebe nicht «eifert»: nicht die ihr gebührende Anerkennung sucht, andere Personen nicht bekämpft, keine Feinde hat; also nicht danach sucht, wo sie den andern ins Unrecht setzen kann und auch nicht «seelische Kataloge» über die Verfehlungen der Menschen führt; daß sie sich nicht in jene ungesunde und das Leben selbst aushöhlende Erbitterung über die anderen «hineinarbeitet», die einfach Selbstgerechtigkeit ist. Damit ist verbunden, daß eine solche freundliche und nicht eifernde Liebe nicht «prahlt». Sie drängt sich nicht in den Vordergrund, hört zu, stellt das eigene Selbst nicht in das Schaufenster der Bewunderung oder der Bemitleidung. Wir sehen nun, wie einfach, hell und klar jene Liebe ist, von der Paulus spricht; aber auch, wie viel tägliche, stündliche Anstrengung und Selbstüberwindung sie verlangt. Es sind kleine, oft unbeachtete, ja selbstverständliche Dinge, aus denen die tiefste Grundhaltung zum Sein erwächst. Aber die selbstverständlichen Dinge sind, wenn man sie ehrlich im Alltag zu verwirklichen sucht, gar nicht so «selbstverständlich».

«Die Liebe bläht sich nicht auf; sie tut nichts Unschickliches und sucht nicht den eigenen Vorteil.» Paulus versucht es nun von einer anderen Seite her. Er möchte die Gestalt der Liebe im Hohlspiegel der Verneinungen erahnen lassen. Es ist seltsam, wie Paulus diese Verneinungen aneinanderreicht. Zuerst sagt er, daß die Liebe «sich nicht aufbläht». Damit meint er offenbar eine wichtige Eigenschaft der Liebe, die zwar unmittelbar einsichtig ist (schon vom bildhaften Ausdruck her), sich aber nur sehr schwer in Worte fassen läßt. Gemeint ist wohl damit ein Mensch, der sich nicht größer macht, als er in Wirklichkeit ist; der nichts Hohles und Leeres in sich aufnimmt; der sein eigenes Selbst, seine Anliegen, sein Streben, seine Bedeutung nicht aufwertet. Wirkliche Liebe erfüllt nicht mit ihrem eigenen Sein den Raum des Daseins, zieht sich eher zurück, läßt dem Lebendigen offenen Raum zur freien Bewegung, in dem es gedeihen kann. Sie füllt sich nicht mit Bedeutungslosem auf, sondern läßt das Dasein des andern in sich

hereinströmen, seine Lebendigkeit, sein Empfinden, seine Freude, seine Gedanken, seine individuelle Existenz. Sie füllt sich auf vom andern her. Nur wer das Geschenk des andern Seins in sich aufnehmen kann, liebt wirklich. «Aufgebläht» ist das beständig betonte Selbst; es drängt die andern aus dem Seinsraum hinaus. Dagegen bedeutet Liebe Zurückhaltung, innere Loslösung, Sich-selbst-nicht-Betonen. Die Liebe «macht sich klein»; sie sieht von sich ab, gönnt den anderen, was sie vielleicht selbst entbehrt; vielleicht freut sie sich sogar, daß der andere größer ist. Das ist dann unverfälschte Liebe.

Dieses Unverfälschte der Liebe offenbart sich darin, daß die Liebe «nichts Unschickliches tut». Der Ausdruck ist hier nicht «moralisierend». Er meint einen inneren Vorgang: die Feinheit und das Feingefühl des Liebenden. In der Liebe ist man kein Bengel, eben weil man vom Sein des geliebten Wesens derart ergriffen ist, daß man ihm gegenüber einfach höflich sein muß (aus einem inneren Drang heraus). Die Verwilderung der Liebe drückt sich sofort im Sinken der Umgangsformen aus. Die Liebe trägt aber etwas Adeliges in sich. Sie anerkennt das Gute im andern und läßt ihn fühlen, daß er geschätzt, hochgeachtet wird. Sie mäßigt die dem Menschen angeborne Gewalttätigkeit, versucht, Unerfreuliches fernzuhalten, damit kein Unheil und Leid entstehe. Diese Haltung besteht ganz einfach darin: für die anderen das Leben möglich machen, peinliche Situationen ausgleichen, die innere Verletzlichkeit des anderen Wesens bedenken, also die Würde der anderen Person in tätiger Haltung anerkennen. Daraus ergibt sich die Wesensbestimmung der Liebe: «Sie sucht nicht den eigenen Vorteil.» Dies ist aber unendlich schwer. In unser aller Leben bricht einmal der Überdruß ein. Es ist so demütigend, der zu sein, der man ist. Immer das Gleiche, immer diese schwache Kümmerlichkeit der eigenen Existenz. Da möchte man «vorankommen», oft auf Kosten des anderen. Man meint, von allen enttäuscht zu sein und sich selbst zu entgleiten. Hier ist Gefahr, und zwar eine wesentliche, das heißt das Wesen der Liebe selbst bedrohende. Die Versuchung nämlich, die anderen Menschen dafür zu gebrauchen, daß sie unser Selbst bestätigen, uns bereichern. Wie ist es überhaupt möglich, daß ein Mensch diesen Drang überwindet? Hier sind wir wiederum an der Grenze des Beschreibbaren angelangt. Die Antwort heißt, glaube ich: indem man liebt. Das ist wohl das Geheimnis der Liebe, das Nichtmehrersforschbare der zuneigenden Selbstloslösung. Darin besteht das Wesen der Liebe, daß sie diese finstere Versuchung, die «die Liebe im liebenden Menschen zu überwinden hat, spielend überwindet» (Karl Barth). Die Liebe kann, indem sie liebt, einfach nicht sich selbst suchen. Sie ist unfähig dazu. – Nun vollzieht der Gedankengang des Paulus wiederum eine Wendung. Er beschreibt den Sieg der Liebe im Alltag.

«Die Liebe läßt sich nicht erbittern, rechnet das Böse nicht nach, freut sich nicht über das Unrecht. Sie freut sich über die Wahrheit.» Ein Wesenscharakteristikum der Liebe besteht in der «Gelöstheit». Darin, daß man des anderen Seins nicht überdrüssig wird, daß es uns nicht so leicht «auf die Nerven geht». Somit drängt die Liebe niemand von vornherein in die Haltung der Gegnerschaft. Sie überwindet also die «Erbitterung» grundsätzlich. Diese Überwindung vollzieht sich zunächst darin, daß sie «das Böse nicht nachrechnet», daß sie kein «Dossier» über die Verfehlungen des andern führt, daß sie dem geliebten Du das Böse nicht nachträgt. Echte Liebe kann einfach nicht den geradezu perversen Satz aussprechen, den man so oft zu hören bekommt: «Ich habe dir verziehen, aber ich habe nichts vergessen.» Das «Nachrechnen» kann selbst das geliebteste Wesen mit der Zeit zu einem Scheusal, zu einem «Ding», das man nicht mehr aushalten kann, verwandeln. Es gehört zum Wesen der Liebe, daß sie nicht «rechnet», keine «Akten anlegt». Diese «gelöste Haltung» der Liebe hat nichts gemeinsam mit jener Einstellung, die «sich über das Unrecht freut», mit jener inneren Gemeinheit, die sich eine Genugtuung daraus verschafft, daß der andere einen Fehltritt begangen hat, daß ihm etwas nicht gelang, daß er sich (endlich einmal) richtig «blamiert» hat. In einem Leben, das sich über das Unrecht freut, bricht das Eigentliche der Liebe zusammen. Von da aus ist nur ein ganz kleiner Schritt zum Hochmut, zum ungeheuren Satz, den der Mensch vor seinem Gott (der sich für uns kreuzigen und verschmähen ließ) zu sagen wagt: «Herr, ich danke dir, daß ich nicht so bin wie die andern Menschen, wie diese Räuber, Betrüger, Ehebrecher

oder auch wie dieser Zöllner.» Dagegen heißt es bei Paulus von dem Liebenden, daß er «sich über die Wahrheit freut». Es ist eine Freude am Lichthaften der anderen Existenz. Ein tiefstes Wohlwollen. Ich freue mich, daß der andere einen höheren Grad des Bewußtseins, der Freiheit (vielleicht auch des Erfolgs), der Selbstlosigkeit und der Hingabe erreicht hat. Es ist jene Haltung, in der Gott seit der ersten Erschaffung der Welt bis in die Ewigkeiten hinein uns gegenübersteht, und die Johannes mit einfachen Worten, die aber das Wesen des Christentums ausdrücken, definiert hat: «Gott ist größer als unser Herz» (1. Joh 3,20). Über das Schöne und Verehrungswürdige im andern sich zu freuen, das ist eine der größten Taten der selbstlosen Liebe.

Die reif gewordene Liebe

Die Forderung, die Paulus bis jetzt ausgesprochen hat, ist dermaßen hoch und überwältigend, daß der Apostel sich plötzlich bewußt wird, daß diese Liebe (deren Bild er eben entworfen hat) menschlich unerreichbar ist. Wir müssen Geduld mit uns selbst haben. Wenn wir lieben wollen, müssen wir stets neu beginnen, in stets neuer Initiative und Freiheit, im Aushalten und Durchhalten dessen, was uns noch zu leisten bleibt und worin wir immer wieder versagen. In vier Ansätzen deutet nun Paulus diesen Reifungsprozeß der Liebe an. Echtes Wachstum vollzieht sich immer langsam.

«Die Liebe erträgt alles. Sie glaubt alles. Sie hofft alles. Sie überdauert alles.» Zunächst tauchen vier einfache Begriffe auf. «Ertragen», «Glauben», «Hoffen» und «Überdauern». Wie oft wird man, gerade indem man liebt, ausgenützt. Man ist wehrlos, verliert gleichsam sein eigenes Selbstsein, empfindet sich als Spielzeug. Der andere macht sich vielleicht die Liebe zu leicht. Diese Enttäuschung des Nichterwidertwerdens muß die Liebe «ertragen», sie im Glauben und in der Hoffnung überdauern. Oft ist man so müde; man möchte einfach aufhören. Man erträgt das Scheitern der Liebesbemühung einfach nicht. Man glaubt dem andern nicht mehr, weil man fühlt (vielleicht hat man gute Beweise), daß man betrogen wird. Man hofft nicht mehr auf eine wirkliche Änderung. Diese Liebe kann doch nicht überdauern! Aber wir müssen, wenn wir ehrlich sind, die Sache auch von der anderen Seite her betrachten. Freilich gibt es Situationen, in denen man erkennt, daß die vermeintliche Liebe nicht zum Mitsein geworden ist. Dann sollte man die Finger davon lassen. Wenn man aber eine vielleicht schmerzhaft Bindung eingegangen ist, dann gibt es nur Ertragen, Glauben, Hoffen und Überdauern. Was würde aus unserer Welt, wenn niemand mehr bei einem Du ausharren könnte? Mit diesen vier Eigenschaften der «reifen Liebe» beschreibt Paulus im Grunde nur die einzige Grundhaltung: Ich mache dem andern durch meine selbstlose Liebe möglich, daß er auch lieben kann; ich lasse es ihn spüren, wenn ich bei ihm und mit ihm bin, daß er in mir ganz geborgen ist, ganz der sein kann, der er ist oder sein möchte; daß mein Wesen ihn nicht einengt; daß ich ihm nicht zum Vorwurf mache, was er ist; daß ich in ihm denjenigen sehe, der er werden soll. Vielleicht erwachen in ihm – wohl nicht auf einmal, sondern im Laufe der ihm anhaltend zuströmenden Liebe – neue Möglichkeiten. Somit erwecke ich ihn zu seiner menschlichen Eigentlichkeit.

«Die Liebe hört niemals auf. Prophetenreden: sie werden aufgehoben werden. Sprachengaben der Entrückung: sie werden aufhören. Erkenntnis: sie wird nicht mehr gelten.» Paulus kehrt hier zu seinem ursprünglichen Anfangsgedanken – aber wie in einer Spirale, auf einem höheren Niveau – zurück. Was wir am Ende unseres Lebens in den Händen halten, das sind nicht unsere Leistungen und Begabungen. Was unsere wirkliche, ewig dauernde Existenz aufbaut, ist eben dieses Ertragen der Last der Liebe, sonst nichts. Alles, was wir erkannt haben, alles, was uns so innerlich erschüttert hat, alles, was wir ausdrücken und formulieren konnten (das heißt die ganze Sphäre unseres Weltbeherrschens, unserer Weltbemeisterung, der ganze Bereich unserer «Leistungen»), wird einmal untergehen in einer Verwandlung. Nur die Liebe hat radikale Unverwandelbarkeit. Sie allein nehmen wir ungebrochen in die ewige Vollendung hinein. Die Liebe ist die Gegenwart der bereits erfüllten Verheißung. Dies kommt bei Paulus in dem alle unsere «Erfolge» relativierenden Satz noch mehr zum Ausdruck:

«Denn Stückwerk ist unser Erkennen und Stückwerk unser Reden aus Eingebung. Wenn aber das Vollkommene kommt, wird das Stückwerk ein Ende haben.» Wir können in unserem Leben nichts wirklich vollenden. Die Sehnsucht, die Ahnung, das Wollen greifen immer voraus; die Verwirklichung bleibt immer zurück. Wirklichen Bestand hat nur die Liebe. Alles andere kann nur als «Stückwerk» vollzogen werden. Was einem noch vor Jahren oder sogar vor Monaten so einleuchtend, so selbstverständlich erschien, erweist sich plötzlich als kümmerlich und nichtssagend. Nicht einfach «wertlos», aber eben nur «Stückwerk». Freilich vollzieht sich in einem ehrlich gelebten Dasein ein Tieferwerden. Es überkommt uns die Sehnsucht nach Stillwerden, nach Innehalten, nach Sammlung. Dieses Stillwerden muß man aber lernen. Sonst verkümmert etwas in uns; sonst bleiben wir im Getriebe der bruchstückhaften Gedanken, der Unruhe des Begehrens und der Ängste. Man muß das ruhige Verweilen bei einer ersten Frage, bei einem wichtigen Gedanken einüben. Erst dann entsteht wirkliche Innerlichkeit und Tiefe. Wenn und indem aus dem Schweigen eine Lebensform geworden ist, bricht aus der Existenz etwas hervor, das Weisheit, stilles Verstehen heißt, oder einfach Liebe.

Diese aber bleibt. Echte Einheit des Lebens, das Zusammenhalten der Unterschiede, der Trennungen, der Widersprüche und der Gegensätze, die unser Denken und unsere Sprache erschweren, ja das Einswerden mit den Freunden, mit der Natur und auch mit seinem eigenen Leben, das alles kann nur die Liebe vollziehen. Sonst bleiben wir selber ein «Stückwerk»: fremde Wesen in einer fremden Welt. Deshalb heißt es bei Paulus:

«Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, dachte ich wie ein Kind, urteilte ich wie ein Kind. Als ich aber Mann geworden, habe ich das Kindische abgelegt.» Paulus wendet sich hier nicht gegen jenes Große, das in den Evangelien gepriesen wird, gegen die Kindlichkeit; also nicht gegen jene Einfachheit und Unmittelbarkeit des Gemüts, gegen die Fähigkeit des absichtslosen Inne-seins und Innewerdens, die sehr edle und nur schwer erwerbende Eigenschaften menschlicher Eigentlichkeit sind. Er spricht aber gegen jenes «Kindische», das nicht reifen will, das ständig an dem Vorläufigen haften bleibt. Ein Kind nennen wir «kindlich», einen Erwachsenen aber, der sich durch das Leben «hindurchspielt», der sich nicht zum Ernst der Verpflichtung und der Aufgabe durchdringen kann, «kindisch». Gerade dieses Unverantwortlich-Kindische des Denkens, Redens und des Urteilens versperrt uns den Weg zur eigentlichen Liebe. Denn Liebe bringt, wie vorhin angedeutet, eine eigentümliche Schwere, ja oft eine bedrohliche Not in die Existenz. In der Liebe muß man «durchhalten». Mit ihr kann man nicht spielen oder verantwortungslos umgehen. Indem wir uns der Sorge, dem Ernst, dem Verbrauchenden der Liebe aussetzen, reift unser Dasein zum Wesenhaften. So und nur in dem Maße geschieht «Geburt» in unserer Existenz. Auf welche Zukunft hin ist aber diese sich in der Liebe vollziehende Geburt des Menschen ausgerichtet?

Zukunft der Liebe

Worin besteht die Verheißung der in der Liebe reif gewordenen Existenz? Der Apostel spricht sie in drei Sätzen aus.

«Jetzt sehen wir im Spiegel, rätselhaft, dann aber von Angesicht zu Angesicht.» Paulus spricht von unserem «bruchstückhaften» Sehen, das – wie es in allen Spiegeln geschieht – immer «verkehrt» ist (spiegelverkehrt) und das auch (es handelt sich ja um einen antiken Spiegel, der nichts anderes als ein feinpoliertes Metall war) die Züge verschwommen wiedergibt. Wir erleben das Eigentliche in Anschauungen und Begriffen; es ist noch nicht als Erfahrung von Du zu Du gegeben. Im Grunde erfahren wir fast alles «verkehrt»: Gott ist uns ganz nah, und wir denken ihn «fern»; Gott ist fern, und wir denken ihn ganz «nah». Diese Existenzweise wird ganzheitlich umgeformt werden. Gott wird uns radikal zum Du: «von Angesicht zu Angesicht»; direkt, unmittelbar, im gegenseitigen Schauen und Berühren. In dem Maße, als ich liebe, wird zwischen mir und Gott sich jenes ereignen, wovon die Freunde und Liebenden in höchsten Augenblicken ihres Innewerdens eine ferne Ahnung bekommen: Ich bin Du, und du bist ich. Die Liebe entfaltet sich in eine absolute Vollendbarkeit.

«Jetzt erkenne ich im Stückwerk, dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt werde.» In diesem unscheinbaren Satz ist die ganze Fülle der Verheißung unserer irdischen Liebe enthalten. Wir werden Gott erkennen, so wie er

uns erkennt. Das heißt: Wir gehen ein in die Unmittelbarkeit seines Schauens und seiner Gegenwart. Wir bleiben zwar Geschöpfe; aber mit allen Fasern unserer Existenz werden wir Gott so verstehen, wie er uns versteht. Dies bedeutet im Grunde: wir werden zu Gott. Die Grunddynamik meiner irdischen Existenz entfaltet sich in ein Hineinschreiten, in ein Hineinwachsen ins Absolute.

«Nun aber: Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei bleiben. Das Größte von ihnen ist aber die Liebe.» Auch in diesem ewigen Gegenüber bleiben Glaube und Hoffnung bewahrt. Freilich ganz in eine unmittelbare Beziehung zu Gott umgewandelt, ins Schauen aufgehoben, aber dennoch wirklich. Glaube bleibt: ein ständiges Gegenüberstehen und Liebend-Empfangen; Hoffnung bleibt: ein noch mehr Empfangenkönnen und Empfangenwollen von der ewigen Liebe. Diese zwei müssen wohl ihre irdische «Gestalt» wandeln. Sie werden sich nicht in der irdischen Dunkelheit und im Umherirren vollziehen, sondern als ein leuchtendes, glühendes, immer mehr beglückendes Hineinwachsen in einen «immer wachsenden» Gott. So interpretiert Irenäus von Lyon diese Stelle bei Paulus: «Gott muß immer der größere sein. Und dies nicht nur in dieser Welt, sondern auch in der Ewigkeit. So bleibt Gott

immer der Lehrende und der Mensch immer der Lernende. Sagt doch der Apostel, daß, wenn alles übrige untergegangen sein wird, diese drei allein noch bestehen: Glaube, Hoffnung und Liebe. Denn immerdar bleibt unerschütterlich unser Glaube zu unserem Lehrer, und wir dürfen daraufhin hoffen, wieder etwas mehr von Gott geschenkt zu bekommen ... Eben weil er der Gute ist und unausschöpfbaren Reichtum besitzt und ein Reich ohne Ende.»

Die Liebe aber ist das Größte! Warum? Weil sie, und nur sie, ohne Gestaltwandel hineingehen kann in die Vollendung. Unser Glaube und unsere Hoffnung gehören noch zum «Bruchstückhaften»; sie bleiben ewig, müssen aber eine wesenhaft neue Form erhalten: die Gestalt des sicheren, ruhigen, aber (weil Gott unendlich ist) ewigen Hineinschreitens in Gott. Einzig die Liebe bleibt so, wie sie ist (wenn und indem sie wirklich Liebe ist). Das bedeutet aber, daß sie bereits jetzt als endgültige Vorwegnahme des Endgültigen gedeutet werden kann und muß. Gegenwart des Himmels in unserem irdischen Leben. Gegenwart des Endgültigen in unserer gebrechlichen Existenz. Das ist die Liebe. Und das ist wohl auch das Geheimnis der Weihnacht. L. B.

SEELSORGE HEUTE

Die Vergesellschaftung als Sorge und Chance der Seelsorge

Die Kirche hat sich im Konzil die Aufgabe gestellt, ihre Sendung an der Welt und in der Welt neu zu überdenken. Man hat dabei viel von den Zeichen der Zeit gesprochen, welche die Kirche zu erkennen und auf die sie eine Antwort zu geben habe. Ein solches Zeichen der Zeit ist ohne Zweifel die ständig zunehmende Verflechtung der menschlichen Beziehungen und die wachsende gegenseitige Abhängigkeit, was man in der heutigen Soziologie mit dem unschönen Wort Vergesellschaftung bezeichnet. Der vorliegende Artikel eines erfahrenen Seelsorgers versucht aufzuzeigen, wie die Kirche bis jetzt auf dieses Phänomen geantwortet hat und wie sie in Zukunft noch besser darauf antworten könnte. *Die Redaktion*

Viele Kulturkritiker und Soziologen beurteilen den ständig sich steigernden, die ganze Welt erfassenden Vergesellschaftungsprozeß negativ. Sie sprechen von einer Massengesellschaft, die den einzelnen nivelliert, entfremdet, zum Konsumobjekt herabwürdigt ..., von der totalen Versklavung an die totale Gesellschaft.

Andere Soziologen betonen die befreienden Momente der Vergesellschaftung, wie zum Beispiel die größere Freiheit des einzelnen durch größere Mobilität, die größere Befriedigung der natürlichen Wißbegierde durch die Massenmedien, die Befreiung vom materiellen Druck durch den wachsenden Wohlstand und ein ausgebauten Versicherungswesen usw.

In dieser vielgestaltigen und komplexen Welt steht nun die Seelsorge. Ihr geht es um das Heil des Menschen – aber nicht des Menschen nur für sich betrachtet, sondern des konkreten Menschen – in seinem gesellschaftlichen Beziehungsnetz, das zugleich mit ihm geheilt und erlöst werden muß.

Jede Zeit hat seelsorglich immer ihre bestimmten Schwierigkeiten, aber immer auch unentdeckte Möglichkeiten. Der Seelsorger ist oft versucht, nur auf die Praktiken zu sehen, die ihre Wirksamkeit verloren haben. Dabei übersieht er aber leicht die neuen Möglichkeiten.

Welche Sorgen und Chancen ergeben sich aus der Vergesellschaftung?

1. Die geschlossenen katholischen Räume schwinden – Neue Räume persönlicher Entscheidungsfreiheit tun sich auf

Mit der wachsenden Verstädterung und stärkeren Binnenwanderung verschwinden mehr und mehr die geschlossenen katholischen «Naturschutzparks». Es gibt noch einige «Re-

servate» wie das Münsterland, Süddoldenburg, Eichsfeld, Bayerischer Wald usw. Hier kontrolliert sich die Gesellschaft noch auf ein bestimmtes Maß an religiöser Praxis.

In einem Städtchen von 11 000 Einwohnern in einer solchen geschlossenen katholischen Gegend stöhnten die Geistlichen wegen der endlosen Beichtzeiten (6–8 Stunden täglich bei besonderen Anlässen): «Der Drang nach Heiligkeit ruiniert uns.» Ist aber in diesen sogenannten «guten Pfarreien» nicht auch manches fragwürdig? Als ich in obengenannter Stadt ein Triduum predigte (morgens 2000, nachmittags 2000, abends 4000 Zuhörer), bemerkte ich in der Abendpredigt, daß ich keinen rechten Kontakt hatte. Nach einiger Zeit unterbrach ich die Predigt, sagte, daß ich wie vor einer Glaswand sprechen würde, und lud die Zuhörer zu einem geistigen Experiment ein. «Denken sie, ihr Städtchen würde von Engelshand plötzlich in eine Großstadt wie Köln übertragen. Aber nicht so, daß sie wiederum als geschlossene Gesellschaft miteinander leben würden, sondern so, daß sie völlig über die Großstadt zerstreut würden. Wieviele von ihnen würden nach einem Jahr noch die Kirche besuchen?» Von diesem Augenblick an hatte ich aufmerksame Zuhörer.

Die Großstadt ist ein Raum der größeren Freiheit. In ihr unterstehen die Menschen nur in einem geringen Maße der sozialen Kontrolle. Die religiöse Praxis ist in einem hohen Maß in die persönliche Entscheidung des einzelnen gestellt. Die offene Großstadt ist eine Herausforderung an die Freiheit auch in religiöser Beziehung. Man erwidert darauf, und nicht zu Unrecht: Der Mensch ist nie absolut frei. Er ist von Natur aus ein gesellschaftliches Wesen und ist vor allem in seiner Kindheit und Jugend auf den bergenden Schutz seiner Umgebung angewiesen. Auch der größte Teil der Erwachsenen ist nicht voll mündig und bedarf des Schutzes des Milieus.

Sicher ist es schwer, genau zu bestimmen, wieviel Hilfe und Schutz der Mensch in den verschiedenen Lebensphasen und entsprechend seiner natürlichen Selbständigkeit braucht, um ein Optimum an Entscheidungsfreiheit zu gewinnen. Die traditionelle Seelsorge betrachtete jenen Zustand als ideal, in dem die religiöse Praxis der Menschen durch den moralischen Druck der Gemeinschaft garantiert wurde. Daß aber eine hundertprozentige religiöse Praxis nicht ohne weiteres ein Zeichen allgemeiner Frömmigkeit, sondern auch ein Zeichen eines gesellschaftlichen moralischen Zwanges oder zumindest einer bestimmten gesellschaftlichen Konvention ist, dürfte man kaum bestreiten. Es ist doch kaum denkbar, daß sich 100 % einer Gemeinde zur freien Glaubensentscheidung durchgerungen haben. In solchen Gemeinden erhält freilich die Kirche den höchsten Grad an Sichtbarkeit. Ob sie da auch den höchsten Grad an Zeichenhaftigkeit und Glaubwürdigkeit erreicht, ist eine andere Frage. Sollten wir darum den

hundertprozentigen Kirchenbesuch einer Gemeinde beklagen? Das wäre ebenso töricht, wie eine Großstadtpfarrei zu verherrlichen, die nur ein Ausschnitt aus einem Häuserkonglomerat ist, das außer der Geborgenheit der eigenen Familie dem Menschen überhaupt keine Hilfen und Stützen für sein Leben gewährt, das vielleicht nur eine isolierende, wenn nicht gefährdende Wirkung auf ihn ausübt. In den modernen Großstadtrand siedlungen bahnt sich so etwas wie eine neue Form der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinschaft in einem geschlossenen Siedlungsraum an, in dem man sich wieder kennt und hilft. Hier verbindet sich der freie Geist der Großstadt mit den echten Voraussetzungen für Nachbarschaft und Gemeinsinn. In Köln gibt es in solchen Vororten Pfarreien, in denen sich 40–70 % am kirchlichen Leben beteiligen, während die traditionellen Pfarreien im Stadtkern, die diese räumliche Geschlossenheit nicht haben, nur eine Beteiligung zwischen 15–30 % kennen. Freilich hat das intensivere religiöse Leben in den Randpfarreien auch noch andere Gründe.

Man sollte nicht übersehen, daß ein individuelles religiöses Verhalten, ein persönliches Apostolat und eine letzte Freiheit der Glaubensentscheidung in der Großstadt, das heißt in der offenen Gesellschaft, größere Chancen hat als in geschlossenen, überschaubaren, sich selbst kontrollierenden katholischen Gemeinden, in denen die Konvention und der gesellschaftliche Druck das Maß des religiösen Verhaltens bestimmen.

2. Weniger schützende Institutionen – Mehr Selbstverantwortung

Die Kirche war früher in eine ständische Gesellschaft eingebettet. Sie umgab das menschliche Leben, von der Geburt bis zum Tode, mit dem Rahmen ihrer Segnungen und Weihen und umsorgte den Menschen mit zahlreichen Institutionen. Die Frage nach der Notwendigkeit und dem Ausmaß kirchlicher Institutionen ist auch heute noch akut. Soll die Kirche auf dem Gebiete der Bildung, der Politik, der Wirtschaft ihre Glieder durch besondere Institutionen schützen? Zum Beispiel in katholischen Schulen, Universitäten, Parteien, Gewerkschaften usw.?

Es liegt nicht im Rahmen dieser Überlegungen, hierauf eine Antwort zu geben. Der Trend geht heute auf eine Kirche hin, die mehr durch den einzelnen Gläubigen als durch Institutionen in der Welt vertreten ist. Wie ist dieser Trend zu erklären? Der Mensch drängt aus der steigenden gesellschaftlichen Verflechtung in freie Räume, in denen er vom Druck der Gesellschaft frei ist. Die Religion, die Kirche, ist für ihn ein Raum einer letzten personalen Freiheit, in dem er nicht organisiert und verfügt werden will. Das geht so weit, daß viele schon die Kirche an sich als lästige Institution empfinden, die sich in ihr ganz persönliches Verhältnis zu Gott einmischte. Natürlich ist ein solcher religiöser Individualismus gefährlich und nicht mit dem Willen Christi zu vereinbaren, der sein Heil der Kirche anvertraut hat, der will, daß der Mensch in und durch die Gemeinschaft sein Heil wirkt. Man sollte aber auch die Menschen verstehen, die das Religiöse als persönlichen Freiheitsraum empfinden und denen die Kirche als solche als Institution genügt und die darüber hinaus keine besonderen Bindungen eingehen wollen.

Man sollte die Chancen nicht übersehen, die sich aus einer gewissen Minderung der Institutionen im kirchlichen Raum eröffnen. Wer möchte in den «elfenbeinernen Turm» des katholischen Zentrums zurückkehren? Wer ist nicht glücklich über eine sich anbahnende Entdogmatisierung des Parteiwesens? Ein Maurer von 35 Jahren erklärte: «Mein Großvater war Kommunist und haßte die Kirche. Mein Vater ist Sozialist und geht nicht zur Kirche. Aber er freut sich, daß ich wieder den Weg zur Kirche gefunden habe.» Verbaute nicht vielen die Identifizierung mit einer bestimmten Partei, Gewerkschaft usw. den Weg zur Kirche? Ist nicht auch die Selbstverantwortung vieler Christen gewachsen? Gibt es nicht eine große Zahl von Einzelkämpfern, die als Christen ihren Platz in der Welt ausfüllen? Gibt es heute nicht zahllose Gruppenbildungen verantwortlicher Christen, die nirgendwo registriert sind? Ich denke zum Beispiel an den katholischen Betriebsratsvorsitzenden, der immer wieder von seinen nichtkatholischen Kollegen gewählt wird, weil er «ein Kerl» ist. Die Tatsache eines vielfältigen persönlichen religiösen Engagements in der Welt und die Vielfalt formeller und informeller Gruppen beweisen, daß

auch ohne Organisation eine Präsenz der Kirche in der Welt möglich ist.

Damit ist gar nichts gegen die Notwendigkeit und Berechtigung von kirchlichen Organisationen gesagt, nur gegen ihre Ausschließlichkeit. Solange es noch Verbände, Parteien, Organisationen usw. mit Restideologien und antiklerikaler Haltung gibt, sind auch kirchlich geprägte entsprechende Verbände notwendig. Zudem gilt in einer Demokratie die große Zahl. Wer im Kräftespiel der Demokratie die große Zahl eines Verbandes ins Spiel bringen kann, verfügt über Macht und Publizität, die der einzelne und eine kleine Gruppe nie haben können.

3. Die Menschen suchen die Anonymität – Die Chance einer größeren Offenheit

Je enger die gesellschaftlichen Verflechtungen werden, um so mehr sucht der Mensch sich gegen weitere Bindungen abzusichern und flieht in die Anonymität. Um sich zu behaupten, schützt und riegelt er sich ab. Zudem hat man in der Vergangenheit Massenbewegungen erlebt und scheut weitere Engagements. Parteien, Gewerkschaften usw. arbeiten mit einem Minimum an persönlichem Einsatz ihrer Mitglieder. Die Funktionäre tun die Arbeit. Die Solidarität ist verkümmert. Das gilt in gewissem Ausmaß auch von der Kirche. Diese Flucht in die Anonymität ist eine Gefahr für den brüderlichen Geist der Gemeinde.

Aber hat diese Flucht in die Anonymität nicht auch ihre seelsorglichen Chancen? Wenn der Mensch sich gegenüber den alten Verführern, den Ideologien neutral verhält und sich nicht leicht engagiert, bedeutet das nicht auch, daß er nicht mehr seelisch verbarrikadiert, sondern weitgehend für alle Meinungen offen ist? Hier liegen die großen Möglichkeiten katholischer Bildungsarbeit, auch durch nichtkatholische Bildungsinstitutionen, denn dort gehört es meist zum guten Ton, auch die Stimme der Kirche zu hören. Kirchliche Bildungseinrichtungen werden stark besucht, und zwar von jedermann, wenn sie die Anonymität der Teilnehmer und ihre Freiheit respektieren und nicht ohne weiteres eine Glaubensentscheidung und apostolischen Einsatz verlangen. Bevor man diese Entscheidung fordert, soll man die christliche Botschaft deutlich darstellen, sie in aller Offenheit zur Diskussion stellen und die Menschen von der Sache her zu überzeugen suchen. Entscheiden muß sich aber der einzelne selbst. Wie man ins Kino oder ins Theater gehen kann, ohne sich persönlich zu eröffnen und zu engagieren, so muß man auch zu Vorträgen über religiöse Fragen gehen können, ohne sich als einzelner bloßzustellen.

4. Flucht in die personale Intimität – Chance der personalen Religiosität

Hinter dem Zug zur Anonymität steht das Verlangen, sein Ich vor dem Ansturm der Massengesellschaft in Sicherheit zu bringen. Man flieht aus den Verflechtungen der Umwelt, aus der Funktionalisierung der Arbeitswelt, aus der Dichte und dem Lärm des Verkehrs usw. in die Räume, in denen das Personale besonders gepflegt wird, in die Ehe und Familie. Diese sind ja durch die Vergesellschaftung befreit worden. Vor der Industrialisierung standen Ehe und Familie in der harten Fron der Selbsterhaltung. Nur diejenigen konnten heiraten, deren materielle Existenz gesichert war. Es wurde die Frau ausgewählt, die der materiellen Erhaltung der Familie am meisten entsprach. Die Kinder galten als billige Arbeitskräfte. Heute hat jeder die Möglichkeit zu heiraten. Die freie Gattenwahl, die intime Liebesehe, die verantwortliche Elternschaft sind erst im Rahmen einer arbeitsteiligen Wirtschaft ermöglicht worden.

Ehe und Familie haben in den großen politischen Zusammenbrüchen ihre Dauerhaftigkeit bewiesen. Sie sind Fluchtburgen, hinter deren Wällen der Mensch sein Persönlichstes birgt und seine Persönlichkeit sich frei entfalten kann.

In dem Verlangen nach einem persönlich erfüllten Leben liegt sicher eine der größten Chancen der Seelsorge. Grundsätzlich sollte die Seelsorge alles pflegen, was den Menschen in seinem persönlichen religiösen Leben fördert. Die Menschen wollen heute eine persönliche Spiritualität, das heißt eine geistige Deutung von Mensch und Welt, die ihnen das Leben in einer

übermächtigen Welt der Dinge und der Technik sinnvoll macht und sie befähigt, sich darin als Person zu behaupten. Alle Formen der Familienseelsorge haben heute große Möglichkeiten. Denn die Familie ist die Bastion, in der sich der Mensch am freisten entfaltet, von der die Kirche immer wieder erneuert wird, von deren Substanz sie geradezu lebt.

Schließlich sollte man in der gesamten Seelsorge jene Formen bevorzugen, in denen der einzelne als Person besonders zur Geltung kommt. Freilich darf man nicht übersehen, daß die Flucht in die Intimsphäre auch eine Verkümmern der sozialen Seite und Aufgabe des Menschen bedeutet. Gleichzeitig muß die Seelsorge also auch den Sinn für Solidarität wecken, die soziale Verpflichtung für das Ganze herausstreichen, auch wenn das unpopulär ist.

5. «Geistige Verfettung» durch gesteigerten Konsum – Neuer Sinn für Aszese

Am meisten klagt der Klerus über die «geistige Verfettung» des heutigen Menschen. Keine Zeit hatte ein solches Angebot an Sachgütern. Die Erzeugnisse der ganzen Welt finden wir auf unserem Markt. Wir erlebten die verschiedenen Wellen, die Eß-, Kleider-, Reisewelle usw. Diese Wellen erzeugten oft falsche Glücksvorstellungen. Nachdem sie die Menschen überrollt hatten, setzten auch Wellen der Ernüchterung ein. Ist mit der Steigerung der Bedürfnisse nicht auch ein neuer Sinn für Aszese erwacht? Die Notwendigkeit der Aszese wird doch vor allem im Überfluß greifbar erlebt. Will man den Herzinfarkt hinausschieben, sich vor Schäden an Galle, Leber und Magen schützen, so muß man auf vieles verzichten und Aszese üben. Wieviel Mittel zum Schlankwerden, zur Abgewöhnung des Trinkens und Rauchens usw. findet man auf dem Markt! Dies ist zwar noch keine christliche Aszese, aber welche verborgenen Möglichkeiten lägen darin, die Wertskala vom Christlichen her neu zu regulieren! Die Kirche müßte eine Spiritualität bieten, in der die Güter der heutigen Welt ihren rechten Ort haben, damit der Mensch sie in Freiheit gebraucht, ohne von ihnen versklavt zu werden.

6. Die Menschen werden von den Kommunikationsmitteln überrollt – Größere Möglichkeiten zur freien Urteilsbildung

Die Klage über den geistigen Konformismus durch die Kommunikationsmittel ist allgemein. Aber ist sie in dem Maße berechtigt, wie sie oft in kirchlichen Kreisen erhoben wird? Haben wir tatsächlich einen solchen Konformismus der Meinungsbildung? Kommen in Rundfunk und Fernsehen usw. nicht alle Stimmen der pluralistischen Gesellschaft zu Wort? Hat nicht auch die Kirche hier ihr Sprachrohr? Haben nicht das Konzil, die Papstreise ins Heilige Land und viele andere kirchliche Ereignisse gerade durch die vielgeschmähten Kommunikationsmittel ein weltweites Echo gefunden?

Kommen die raffinierten, unterschweligen Werbemethoden wirklich auf die Dauer an? Werden sie nicht doch von Menschen und seiner Urteilsfähigkeit immer wieder durchschaut und überspielt? Selbstverständlich kommt die Seelsorge nicht daran vorbei, die Urteilsfähigkeit und Gewissensbildung in möglichst weiten Kreisen zu fördern. Schließlich muß es Sache christlicher Laien sein, die Sache Christi in Presse, Film und Funk zu vertreten.

7. Die Menschen wissen die Freizeit nicht zu gebrauchen – Ganz neue Möglichkeiten der Persönlichkeitsentfaltung

Der Freizeitraum ist größer als je. Daß damit auch die Möglichkeit, die Freizeit zu mißbrauchen, gewachsen ist, muß aber nicht heißen, daß die Menschen der Freizeit verfallen sind und sie nicht zu gebrauchen wissen.

Tatsächlich weiß der größte Teil einen sehr nützlichen Gebrauch von seiner Freizeit zu machen. Auch der Kirche stehen ganz neue Möglichkeiten offen, den Menschen zu helfen. Nur muß sie ein breites Angebot zur Freizeitgestaltung im religiösen Sinne machen. Sie hat heute die Möglichkeit, große Zahlen von Menschen in einer seelischen Situation anzusprechen, in der sie vom alltäglichen Druck frei und geradezu innerlich gezwungen sind, sich Gedanken über den Sinn ihres

Lebens zu machen. Freilich sind diese Möglichkeiten noch nicht annähernd erkannt und ausgeschöpft.

8. Spezialisierung und Funktionalisierung der Arbeitswelt – Ideologische Neutralisierung

In unseren Großbetrieben steigert sich die Spezialisierung und Funktionalisierung der Arbeit. Der Mensch, auch in den Spitzenfunktionen, ist leichter austauschbar. Das mindert seinen Selbstwert. Die menschliche Luft in den Betrieben, auch in den Büros wird dünner. Die Möglichkeit, miteinander zu sprechen, ist seltener.

Eine Folge der Funktionalisierung ist eine Neutralisierung der weltanschaulichen und ideologischen Einflüsse in der Arbeitswelt.

Dies macht sich auch in den Ostblockstaaten bemerkbar. In einer von der Technik geprägten Arbeitswelt gibt es weniger Möglichkeiten als früher zu ethischen, sei es christlichen oder kommunistischen Antrieben. Freyer sagt: «Dem Gebot: ‚Einer trage des anderen Last‘ antwortet die Betriebsanweisung: ‚Um Gottes Willen nicht! Oder nur ganz im Ausnahmefall.‘ Jeder halte sich an seine Anweisung und erledige sie so, daß das Band fließt.» Ein Hennecke oder Stachanow hat keinen Platz mehr in einem rationalisierten und automatisierten Betrieb. Er kann auch mit potenziertem Arbeitswut das Band nicht schneller laufen lassen.

Wie muss die Kirche aussehen, um diese Chancen nützen zu können?

Eine Kirche, die sich ghettohaft von ihrer Umwelt abschließt, die nicht in allen Bereichen der Welt existiert, ja grundsätzlich die Welt flieht und als böse erachtet, kann dieser vielfältig verschlungenen und sich stets wandelnden Gesellschaft nicht wirkungsvoll begegnen. Auf dem Konzil hat die Kirche in der «Dogmatischen Konstitution über die Kirche» ein neues Bild von sich selbst entworfen. Darin sind viele Möglichkeiten gezeigt, die neuen Chancen zu nützen.

1. Eine Kirche der Weite, die die ganze Welt umspannen und integrieren kann

Die Kirche erscheint nicht mehr nur als die sichtbare Bastion der gesellschaftlich greifbaren Kirche, die sich von der übrigen Gesellschaft absondert und abschirmt wie von einer feindlichen, sie selbst bedrohenden Umwelt.

Die Kirche erscheint vielmehr als das universale Heilswirken Gottes an der Welt, das in der sichtbaren Kirche zum sichtbaren Zeichen des Heiles wird. Dieses Heilsgeschehen umfaßt auch die ganze nichtmenschliche Welt. «Die Kirche wird erst in der himmlischen Herrlichkeit vollendet ... Dann wird mit dem Menschengeschlecht auch die ganze Welt, die mit dem Menschen innigst verbunden ist und durch ihn ihrem Ziel entgegengeht, vollkommen in Christus erneuert werden.» (48) Die Kirche ist Erneuerung und Neuschöpfung der Menschheit und Welt in Christus. Kirche ist der Prozeß, in dem Christus Menschheit und Welt ihrer letzten Einheit mit Gott entgegenführt. Die gesamte Gesellschaft ist damit Objekt der Heilssorge Gottes, der Kirche und der Seelsorge. «Zum neuen Gottesvolk werden alle Menschen gerufen.» (13) Alle Menschen sind potentielle Glieder der Kirche. Im vollen Sinne sind diejenigen der Kirche eingegliedert, die auch zur sichtbaren Gemeinschaft der katholischen Kirche gehören. Mit den nichtkatholischen Christen «weiß sich die Kirche aus mehrfachem Grunde verbunden.» (15) Und «diejenigen endlich, die das Evangelium noch nicht angenommen haben, sind auf das Gottesvolk auf verschiedene Weise hingeeordnet.» (16) «Was sich nämlich an Gutem und Wahrem bei ihnen findet, wird von der Kirche als Vorbereitung für die Frohbotschaft ... geschätzt.» (16) Diese Kirche ist keine abgeriegelte Bastion, sie ist vielmehr in der ganzen Welt gegenwärtig.

2. Eine Kirche, die nicht mit der Hierarchie identifiziert wird, sondern das ganze Volk Gottes darstellt

In den Augen der meisten Menschen, auch der Christen, schien die Hierarchie die Kirche zu sein. Die Hierarchie wurde aber

als neben der Welt stehend gesehen, und darum schien auch die Kirche außerhalb der Welt zu stehen.

Die Kirche erscheint aber nun als das gesamte Volk Gottes, in dem alle, vom Papst bis zum letzten Laien, die gleiche Würde und die gleiche Verantwortung für das Ganze tragen, freilich jeder auf seine Weise, entsprechend seinem Amt und seiner Gnadengabe. Der Laie ist nicht einfach der «Gläubige», sondern der Christ, der für die Heiligung der Welt an seinem Platz vom Heiligen Geist begabt und begnadet ist. «Die Laien sind besonders dazu berufen, die Kirche an jenen Stellen und in den Verhältnissen anwesend zu machen, wo die Kirche nur durch sie das Salz der Erde werden kann.» (33) «Sache der Laien ist es, kraft ihrer eigentümlichen Berufung in der Verwaltung und gottgemäßen Ordnung der zeitlichen Dinge das Reich Gottes zu suchen.» (31)

Die Glieder der Hierarchie können nur von außen die Welt beeinflussen. Durch die Laien ist aber die Kirche von innen her in der Welt überall gegenwärtig.

3. Eine Kirche, die ein offenes Verhältnis zur Welt hat und ihre Eigengesetzlichkeit anerkennt
Über das Verhältnis von Kirche und Welt stellt das Konzil drei Sätze auf:

► Es gibt keine absolute Trennung von Gesellschaft und Religion. Damit verurteilt sie das Extrem des Liberalismus, der Welt und Religion radikal trennt.

► Es gibt keine absolute Identität von Gesellschaft und Kirche. Damit wird der Klerikalismus verurteilt, der die Welt der Herrschaft der Kirche unterwerfen will. Die Kirche anerkennt die Eigengesetzlichkeit der weltlichen Bereiche.

► Es geht um die Scheidung wie um die Harmonie von Religion und Gesellschaft. «Um der Heilsökonomie willen sollen die Gläubigen genau zu unterscheiden lernen zwischen den Rechten und Pflichten, die sie haben, insofern sie der Kirche angehören, und denen, die sie als Glieder der menschlichen Gesellschaft haben. Beide sollen sie harmonisch miteinander zu verbinden suchen und daran denken, daß sie sich in jeder Angelegenheit vom christlichen Gewissen führen lassen müssen.» (36)

Die Kirche legt die Verantwortung für die weltlichen Bereiche in die Hände der Laien. Bei den vielfältig verflochtenen Verhältnissen der Welt ist sie nicht mehr in der Lage, den Christen für alle Situationen Rezepte christlichen Verhaltens zu geben. Sie überläßt die Gestaltung der Welt dem Gewissen der Gläubigen.

4. Eine Kirche, die den wahren Fortschritt anerkennt und diesem durch die Laien positive Impulse verleiht

Machte früher die Kirche den Eindruck einer gewissen Weltfeindlichkeit, suchte sie oft die Gläubigen einseitig vor der «bösen Welt» zu bewahren, so nimmt sie nun eine weltoffene, bejahende und fortschrittsfreundliche Haltung ein. Die Laien sollen die ganze Schöpfung zu Gott zurückführen. Die Kirche vermittelt damit den Laien eine weltumspannende Spiritualität.

Sie sollen die zeitlichen Dinge durchleuchten und auf Gott hinordnen. Die hierarchische Kirche selbst entwickelt keine fertigen Modelle der Weltgestaltung. Sie zeigt den Laien die allgemeinen Normen, die sich aus der Offenbarung für die Gestaltung der Welt ergeben, und rät ihnen, nach diesen Normen die Welt immer wieder neu zu ordnen.

Sie sollen die Welt entwickeln und dem wahren Fortschritt dienen. Freilich soll dieser Fortschritt zugleich ein Fortschritt in der christlichen Freiheit sein.

Sie sollen die kranke Welt zu heilen suchen und mit sittlichen Wert erfüllen. Nicht von außen her sollen sie das tun, sondern von innen her, indem sie mitten in der Welt und ihren Organisationen tätig sind.

So sollen sie die Welt für die Annahme des Wortes Gottes vorbereiten. Indem sie gesunde Verhältnisse in der Welt schaffen, disponieren sie die Welt für Gottes Wort.

5. Eine Kirche, in der Hierarchie und Laien brüderlich zusammenwirken

Das Konzil spricht wenig von Gehorsam, aber viel vom Geist der Brüderlichkeit, der Zusammenarbeit von Priestern und Laien, von der freien Initiative der Laien und von der Bereitschaft des Klerus, sich von den Laien beraten zu lassen.

Eine solche weltumfassende, weltoffene und in der Welt durch die Laien gegenwärtige Kirche der Zukunft steht der Vergesellschaftung nicht hilflos gegenüber, sondern hat die Möglichkeiten in dieser eng verflochtenen Gesellschaft so mannigfaltig gegenwärtig zu sein, wie lebendige Laien in ihr leben.

Das neue Bild der Kirche ist von der Realität der heutigen Gesellschaft mitgeformt und ist schon, wenn das auch nicht ausdrücklich gesagt wird, die Antwort der Kirche auf die Vergesellschaftung.

Welche konkreten Möglichkeiten der Seelsorge bieten sich an?

1. Leitsätze:

► Seelsorge in einer vielgestaltigen und verflochtenen Gesellschaft muß so vielgestaltig sein wie diese selbst. – Man sollte sich vor einer zentralistischen klerikalen Lenkung der Seelsorge vom grünen Tisch her hüten. Es gibt keine Einheitsrezepte. Vielmehr muß die konkrete Welterfahrung von Priestern und Laien immer wieder zeigen, wo sich Einstiegsmöglichkeiten für die Seelsorge darbieten.

► Den Pfarrklerus nicht überfordern, sondern möglichst viel Verantwortung den Laien übertragen. – Wenn in einer der größten deutschen Diözesen ein Drittel der Pfarrer über 65 Jahre alt ist, also nach der normalen Auffassung im Pensionsalter steht und zudem Hunderte von Kaplanen fehlen, darf man diese Priester nicht noch zusätzlich belasten.

► Für die freien Initiativen der Laien hellhörig sein! – Wenn das Konzil sagt, daß alle Laien Träger von Charismen sein können, muß man auch der Entfaltung der Charismen Raum geben. Man muß aber dabei nach dem Grundsatz verfahren, daß jeder Laie, der Vorschläge macht, sie auch selbständig durchführen muß. Der wahre Charismatiker hat nicht nur Ideen. Er hat auch den Mut sie durchzuführen.

► Die Formen der Seelsorge fördern, in denen sich der einzelne persönlich entfalten kann. – Die größten Möglichkeiten zum Einsatz seiner personalen Kräfte gibt dem einzelnen die Zellen- oder Gruppenseelsorge.

2. Konkrete Vorschläge:

► Dem Verlangen nach persönlicher Frömmigkeit entgegenkommen. – Die Laien verlangen nach einer Spiritualität und Aszese, die sie befähigt, die neue Welt zu deuten und mit ihr täglich fertig zu werden. Die Exerzitien des heiligen Ignatius zeigen den Weg zu einer persönlichen, charismatischen und weltoffenen Frömmigkeit. Ihr Ziel ist es, den Menschen zur Erkenntnis zu verhelfen, was Gott von ihnen persönlich will, welche Aufgabe sie in Kirche und Welt zu erfüllen haben. Man müßte hier auch neue Wege gehen. In Köln nahmen über 5000 Männer an offenen Abendexerzitien teil.

In der Gestaltung der Liturgie muß das Anliegen der personalen Frömmigkeit gewahrt bleiben. Ein Laie sagte über die Liturgiereform, wie er sie konkret erlebte: «Wir haben viel Liturgie, aber wenig Meßopfer!» Auch bei der Meßfeier muß der einzelne die Möglichkeit haben, zu sich selbst zu kommen und darf nicht Opfer eines Kollektivgebetes werden. Es gilt die rechte Mitte zwischen Gemeinschaftsgebet und persönlicher Frömmigkeit zu finden. Die Meßfeier muß dem abgehetzten Menschen wirklich auch eine Stunde wahrer Feier und Muße werden.

► Der Familienseelsorge einen bedeutenden Platz einräumen. – Da die Familie der wesentliche Raum der freien Entfaltung der Persönlichkeit für den heutigen Menschen ist, verdient sie in der Seelsorge einen bevorzugten Platz. Unter

Familienseelsorge ist aber nicht in erster Linie eine Familienbetreuung durch den Priester zu verstehen. Der Familie muß das Bewußtsein gegeben werden, selbst häusliche Kirche zu sein und in dieser häuslichen Kirche für sich Heilsverantwortung zu tragen. Die Familie muß ihr eigener Seelsorger werden. Die Eltern sollen religiöse Lehrer, Priester und Hirten ihrer Kinder werden. Ein breites Feld tut sich hier auf: Erziehungshilfe, Ehevorbereitung, Eheberatung, Familienapostolat. Hier gilt es den individualistischen Tendenzen zur selbstgenügsamen, abgekapselten Familie entgegenzuwirken und das Ideal der offenen, mitverantwortlichen Familie herauszustellen.

► Betriebsseelsorge. – Für die Formung des Menschen hat der Betrieb eine besondere Bedeutung. Er kann Erzieher und Verführer sein. Nach dem Kriege wurden zahlreiche Betriebsgruppen begründet, um die Kirche in der Welt der Arbeit präsent zu machen. Durch die fortschreitende Rationalisierung ist die Möglichkeit des Gespräches geringer geworden. Grundsätzlich sollte man jedoch trotz größerer Schwierigkeiten am Betriebsapostolat festhalten. Man sollte aber durch eine entsprechende Bildungsarbeit, die sich an bestimmte Gruppen der industriellen Gesellschaft wendet, die Betriebsseelsorge ergänzen.

► Die Chance der Bildungsmöglichkeiten nützen. – Die Erwachsenenbildung wird in Zukunft einen immer größeren Raum einnehmen. Die Kirche hat hier unerhörte Möglichkeiten. Sie kann in allgemeinen nichtkonfessionellen Bildungsinstitutionen mitwirken. Und sie sollte sich nicht scheuen, auch hier die Kirche gegenwärtig zu machen. Man sollte die Gelegenheit nützen, aller Welt das Evangelium zu künden. Man muß es aber offenherzig tun und muß sich der Diskussion stellen. Die kircheneigenen Bildungseinrichtungen sollten in ihrer Form für alle offen sein. Es herrscht ein großes Interesse für die großen religiösen Fragen. Die Theologie hat aufgehört, ein Fachreservat zu sein. Das Konzil hat gezeigt, wie sehr die Welt durch die großen Lebensfragen bewegt wird.

► Impulse für die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens geben. – Das kirchliche Lehramt selbst wird sich in Fragen der Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens in Zukunft nur sehr allgemein äußern können. Es wird sich nicht mit Einzelfragen belasten, in denen die Bischöfe nicht unmittelbar kompetent sind. Die Denkschrift über Fragen der Eigentumsbildung zeigt neue Wege. Fachleute machen Vorschläge. Man arbeitet mit anderen kirchlichen Gemeinschaften zusammen und verdoppelt dadurch die Publizität. Eine Denkschrift kann diskutiert werden und tritt nicht mit dem Anspruch der Unfehlbarkeit auf, sondern ist eine ernst zu nehmende Diskussionsgrundlage. Das kirchliche Lehramt wird so nicht über Gebühr strapaziert.

► Freie Gruppenbildungen an neuralgischen Punkten unseres gesellschaftlichen Lebens. – Damit die Kirche wirklich an allen Punkten der Welt gegenwärtig ist und ihre heilende Kraft ausüben kann, ist es sinnvoll, besonders solche Menschen in Gruppen zusammenzufassen, die für die

Neuformung des gesellschaftlichen Lebens bedeutsam sind: Gruppen von Unternehmern, Ingenieuren, Personalleitern, Verbandssyndici, Meistern, Betriebsräten usw., Gruppen von führenden Beamten, Politikern, Ärzten, Künstlern, Journalisten usw. Auch das persönliche gesellschaftliche Beziehungsnetz der Menschen soll genutzt werden, das ja gewöhnlich über die konfessionellen Grenzen hinausgeht. Könnte man dort nicht anstelle der gesellschaftlichen Nichtigkeiten auch Lebensfragen zur Diskussion stellen?

► Möglichkeiten der Freizeitseelsorge. – Die Freizeit wird von der Seelsorge nicht annähernd genutzt. Statt die Menschen in den neuen Freizeiträumen, wo sie vom Druck des Alltags und der Arbeit frei sind, anzusprechen, strapazieren wir sie weiterhin nach altem Rezept. Sicherlich werden die freien Wochenenden schon häufig für Einkehrtage und Bildungsveranstaltungen ausgenutzt. – Man klagt, daß die Volksmissionen in den Städten nicht mehr den alten Erfolg haben. Man vergißt, daß die Arbeit intensiver geworden ist und daß die Menschen abends abgekämpft und nicht mehr geistig aufnahmefähig sind. Warum verlagert man die Mission nicht zum Teil in die Sozialbäder und in die großen Ferienggebiete?

Große Teile der Bevölkerung gehen heute durch die Sozialbäder. Dort sind die Menschen von der Familie getrennt, nur körperlich in Anspruch genommen und geistig gelangweilt. Sie kommen zur Reflexion über den Sinn ihres Lebens. Aber wer gibt ihnen Antwort? Im Jahre 1962 wurden durch die Sozialversicherung in der Bundesrepublik Deutschland 381 580 Männer und 171 907 Frauen zu Heilverfahren in deutsche Bäder geschickt. Das sind 553 487 Menschen. Im Jahre 1965 dürften es über 670 000 Menschen gewesen sein.

Es ist erstaunlich, daß die Orden noch nicht in großem Ausmaß diese Möglichkeiten einer permanenten Mission in unseren Heilbädern aufgegriffen haben. Statt über die angebliche religiöse Interesselosigkeit des Volkes zu klagen, sollte man lieber die eigene Phantasielosigkeit bejammern.

Schlußüberlegung:

Wir haben neue Sorgen, aber auch neue Chancen. Schauen wir nicht oft zu einseitig auf das, was nicht mehr geht, statt auf das, was heute möglich ist? Der Klerus wurde früher zu einer Rezeptmoral erzogen. Nun schaut er traurig auf die Rezepte, nach denen immer noch gekocht wird. Die Gerichte schmecken nicht mehr. Allzu leicht sagt man dann, die Leute wollen nicht, sie sind unreligiös. Man sollte besser das alte Kochbuch fortwerfen und kein neues anbieten. Denn die Zeit einer Rezeptseelsorge ist vorbei. Die komplexe und dynamische Gesellschaft von heute verträgt keine fertigen Rezepte mehr. Wir können gewisse Leitlinien geben. Wir können Richtungen aufweisen und Mut und Hoffnung geben. Und das ist viel. Und im übrigen wird die Seelsorge viel mehr experimentieren als in früheren Jahren. Die besondere Aufgabe der Orden scheint mir in Zukunft in der Richtung einer neuen Spiritualität und eines beständigen Experimentierens in der Seelsorge zu liegen. *Heinrich Ostermann (Köln)*

FRAUEN IN DER MODERNEN WIRTSCHAFT

Aufgabe und Stellung der Frau

Einerseits ist es die natürliche Bestimmung der Frau, die Aufgaben der Mutterschaft zu erfüllen. Andererseits ist es der Frau auch bestimmt, in irgendeiner Form am Gesellschaftsleben Anteil zu haben. Die Erfüllung der einen Aufgabe schließt keineswegs die Verpflichtung auf der andern Ebene aus! Das heißt, die Mutter kann und darf sich nicht in die Mutterschaft zurückziehen und auf die Teilnahme am Gesamtleben der Gesellschaft restlos verzichten. Auf der andern Seite bleibt auch der Frau, die abseits der Erfüllung der Mutterpflichten voll an der gesellschaftlichen Arbeit Anteil nimmt, noch ein großes Maß an Verpflichtungen, die ihr Mutter-

wesen, ihre Mütterlichkeit ansprechen und nur von dieser Seite her erfüllt werden können. Es ist falsch zu glauben, eine berufstätige, intelligente, eine kultivierte und mit Organisationstalent begabte Frau könne nur ein häßliches, jeden Reizes bares Frauenzimmer sein. Es ist auch falsch zu glauben, eine wahrhaft mütterliche Frau könne unmöglich etwas verstehen von wirtschaftlichen, wissenschaftlichen oder politischen Dingen.

Diese doppelte Aufgabe hatte die Frau seit jeher. Aber es ist heute eine gewisse Akzentverschiebung eingetreten.

► Die Mutterschaft «erfüllt» das Leben weniger als früher. Das fast völlige Verschwinden der Säuglings-

sterblichkeit hat zur Folge, daß die Zahl der Glieder der Familienhaushalte kleiner geworden ist. In keiner Gegend unseres Landes trifft es im Durchschnitt mehr als drei Geburten auf ein Frauenleben. Ferner wird heute früher geheiratet als in vergangenen Zeiten. Zudem erfolgt der Eintritt ins Erwerbsleben bei der Mehrzahl zwischen dem 16. und dem 18. Altersjahr. Bei einer normalen Geburtenfolge in zeitlichen Zwischenräumen von zwei bis drei Jahren beansprucht die Erfüllung der Mutterschaft daher im heutigen Frauenleben rund 20 Jahre.

Bei sehr vielen Frauen im Alter von 40–50 Jahren sind die jüngsten ihrer Kinder bereits dem Hause entwachsen. Für diese Frauen in den besten Jahren beginnen damit jene Jahre, die mit ganz besonderen und bedrückenden familienpolitischen Problemen belastet sind. Es ist der persönlichen Entfaltung der Mutter hinderlich und menschlich gesehen von einer gewissen Tragik, wenn die berufstätigen Söhne und Töchter in der Mutter ausschließlich die Betreuerin des Haushaltes erblicken. Dort, wo die Mutter die geistige Beweglichkeit besitzt, an den neuen Problemen und Aufgaben, die sich nun dem Nachwuchs stellen, regen Anteil zu nehmen und ihr Mutterleben in die neue Gegebenheit einzubauen, wird die geistig-seelische Entfaltung keine Einbusse erleiden. Wo aber die Gattin ihrem Herrn und Gebieter bloß Haushälterin und Köchin ist, werden die Jungen kaum jene Geisteshaltung aufbringen, die es der Frau ermöglicht, die neue Tatsache flügger und entfogener Jungmannschaft zu verkräften.

Die seit hundert Jahren wesentlich angestiegene Lebenserwartung trägt dazu bei, daß sich diese Fragen praktisch in jeder Familie stellen. Derweil früher ein großer Teil der Mütter im Wochenbett, am Kindbettfieber oder aus einem andern Grund in jungen oder mittleren Jahren starb, liegt heute die durchschnittliche Lebenserwartung der Frau bei etwa 70 Jahren.

► Mit der Gesellschaft wandelt sich auch die Familie. Die Frauen- und Mütterarbeit unterliegt dem allgemeinen Wandel der Arbeit. Sie wendet sich von der Selbstversorgung zur Erwerbswirtschaft. Das gilt gleichermaßen für die Arbeit der Frauen wie für die Männerarbeit. Es ist zwar beizufügen, daß bei der Frauenarbeit der Übergang stellenweise Jahrhunderte später erfolgte.

Mit der Möglichkeit, über das aus dem Erwerb erzielte Geld zu verfügen, entsteht ein Machtmittel, das zu allen Zeiten sehr oft rücksichtslos verwendet wurde. Es ist das Bestreben jeder Opposition, der Regierung möglichst wenig Geldmittel zu bewilligen, um ihre Kraft zu lähmen. Eine Opposition, die alle aufbauenden Werke der Regierung genehmigt und die dazu nötigen Kreditmittel bewilligen hilft, wird sich nie aus der Stellung der Opposition emporwinden können. Diese politische Erkenntnis scheint in manchen Familien so ausgelegt zu werden, als ob ein möglichst knapp berechnetes Haushaltungsgeld das einzige Mittel wäre, straffe Führung und eheliche Einheit zu gewährleisten. Partnerschaftliche Einheit wird hier mit diktatorischem Druck verwechselt.

Je mehr sich die Arbeit von einer durch die gleiche Person von Anfang bis zum Ende durchgeführten Aufgabe zu immer weitergehender Arbeitsteilung, Mechanisierung und Spezialisierung wandelt, desto eintöniger und uninteressanter wird die Arbeitsleistung. Die Anforderungen an die körperliche und geistige Leistung werden zwar geringer, aber das immer mehr zunehmende Arbeitstempo hebt diese Erleichterungen wieder auf.

Als Folge der Mechanisierung, der Automation und der Rationalisierung nimmt auch die notwendige Hausarbeit immer weniger Zeit in Anspruch. Diese Entwicklung ist vor allem seit dem Zweiten Weltkrieg mit vermehrter Deutlichkeit festzustellen. Zudem ist darauf hinzuweisen, daß mit der zunehmenden Automation die Nachfrage nach qualifizierten Arbeitskräften steigt. Die speziell ausgebildete Arbeitskraft hat bessere Aufstiegsmöglichkeiten, aber sie verlangt ständige Weiterbildung. Die Verlängerung der Ausbildungszeit ist aber für die Frau mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, weil sie zum Teil in die Jahre hineinreicht, in denen die Töchter heiraten und Kinder bekommen.

Die Tätigkeit im häuslichen Kreis weitet sich ferner immer mehr zu Beziehungen, die ganze Volksteile und das ganze

Land umfassen oder sich sogar über alle Gebiete der Welt erstrecken. Damit wandelt sich das persönliche Verantwortungsbewußtsein zu einer Gruppenverantwortung. Mancherorts wird dieser Wandel noch nicht genügend zur Kenntnis genommen und der daraus erzielte Gewinn noch nicht in sinnvoller und befriedigender Weise genutzt.

Einige Zahlen zur Frauenarbeit

Die Erwerbstätigkeit der Frau hat in der Schweiz seit dem 19. Jahrhundert keineswegs zugenommen, sondern ist sogar zurückgegangen.

Natürlich gab es im Jahre 1960 mehr berufstätige Frauen als um die Jahrhundertwende. Damals waren es rund eine halbe Million. Heute sind es etwas mehr als 750 000. Aber der Anteil der berufstätigen Frauen an den Berufstätigen überhaupt ist zurückgegangen. Auch der Prozentsatz der berufstätigen Frauen gegenüber der Gesamtzahl der Frauen ist heute kleiner als im Jahre 1888. Damals waren 33,3 % aller Berufstätigen berufstätige Frauen, heute sind es noch knapp 30 %. Von den Frauen im berufstätigen Alter waren im Jahre 1910 46,9 % berufstätig. Im Jahre 1940 waren es noch 35,5 %. Bis zum Jahre 1960 war der Anteil der Berufstätigen unter der Gesamtzahl der Frauen wieder auf 39,6 % angestiegen, ist aber immer noch wesentlich kleiner als vor 50 Jahren.

Die Zahl der Frauen in den traditionellen Frauenberufen ist sowohl absolut als auch anteilmäßig zurückgegangen. Es gibt heute bedeutend weniger Schneiderinnen sowie selbständig erwerbende Frauen. Vor allem ist die Zahl der im Familienbetrieb mitarbeitenden Bäuerinnen zurückgegangen. Dafür ist der Anteil der außerhäuslichen Erwerbsarbeit merklich angestiegen. Um die Jahrhundertwende waren rund die Hälfte aller berufstätigen Frauen selbstständige Lohnarbeiterinnen. Heute sind es rund drei Viertel. In der Stadt Zürich, so erklärt uns Käthe Biske, ist der Anteil der unselbständigen Lohnarbeiterinnen von 64 % im Jahre 1930 auf 83 % im Jahre 1960 angestiegen.

Es ist interessant festzustellen, daß innerhalb der Arbeitnehmerinnen die Frauen in der sozialen Schichtung aufgestiegen sind. Der Anteil der Arbeiterinnen ist zurückgegangen, jener der Angestellten ist, besonders in den Städten, ständig im Steigen begriffen.

Die Zunahme der Berufstätigkeit der Ehefrauen ist eine Tatsache, die vor allem das Jahrzehnt zwischen 1950 und 1960 kennzeichnet. Im Jahre 1950 zählten wir in der Schweiz 104 436 hauptberufliche Ehefrauen. Diese Zahl ist bis zum Jahre 1960 um 84 % angestiegen. Heute sind es fast 200 000 berufstätige Ehefrauen (1960: 191 720). Von 100 Ehefrauen waren im Jahre 1930 rund 11 berufstätig, 1940 waren es noch rund 9. Im Jahre 1960 waren aber von 100 Ehefrauen schon 16 hauptberuflich tätig. Jede 5. aller Witwen und zwei von drei geschiedenen Frauen stehen im Berufsleben.

Von den berufstätigen Frauen war im Jahre 1930 jede siebente, im Jahre 1960 aber jede vierte verheiratet. Daß von diesen 191 720 berufstätigen Ehefrauen rund 79 000 Mütter von Kindern unter 18 Jahren sind, zeigt, daß die Zahl der berufstätigen Mütter gewaltig angestiegen ist. Rechnen wir die ledigen Mütter, die geschiedenen und verwitweten Mütter von Kindern unter 18 Jahren zusammen, so kommen wir zur Feststellung, daß rund 130 000 hauptberuflich tätige Mütter von heranwachsenden Kindern in unserer Wirtschaft stehen. Dazu kommen noch rund 83 000 nebenberuflich tätige Mütter.

Die Frau und das Erwerbsleben

Ausbildung

Die Töchtererziehung muß die beiden Lebensziele der Frau anvisieren. Eine geeignete Berufsausbildung, die auf Grund von Eignung und Neigung eine optimale Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit verspricht, gehört ebenso zur weiblichen Lebensvorbereitung wie die gründliche Einführung in die Aufgabe als Hausfrau, Mutter und Erzieherin. Sofern die elterliche Familie die nötige

Nestwärme zu bieten vermag und die Berufsausbildung nach Möglichkeit auf Berufseignung und Berufsneigung Rücksicht genommen hat, wird die Gattenwahl in Ruhe und ohne Überstürzung getroffen werden können. Frühehen sind doch oft nichts anderes als Fluchtgeh. Man flieht aus dem elterlichen Hause oder aus einer unpassenden, unerwünschten oder unüberlegt gewählten Arbeitswelt. Diese Ehen um jeden Preis tragen immer schon den Keim zu neuen unglücklichen häuslichen Verhältnissen in sich.

Mutterschaft

Ist die Berufswahl getroffen, hat sich ein Partner gefunden und wird die Ehe geschlossen, stellt sich beim normalen Mädchen der Wunsch nach dem Kinde von selber ein. Dieser Wunsch nach dem Kinde und dem Mutterglück ist dann stärker als die Bindung an die Berufs- und Arbeitswelt. Deshalb ist es eine Forderung der Natur, daß die Mutter kleiner, vorschulpflichtiger Kinder dem Hause und ihren Kindern unbedingt vorbehalten bleibt.

Dem Arbeitgeber stellt sich hier eine bedeutende Mitverantwortung! Jede Mutter minderjähriger Kinder, die einer außerhäuslichen Arbeit nachgehen muß, weil das Einkommen des Ernährers nicht ausreicht, die Familie recht durch das Leben zu bringen, stellt eine lebendige Anklage dar. Sie klagt die Ordnung an, in der es möglich ist, eine Arbeitskraft so schlecht zu entlohnen, daß sie nicht in der Lage ist, ihre menschlichen Verpflichtungen gegenüber ihren Nächsten zu erfüllen. Sie klagt aber auch den einzelnen Arbeitgeber an, der es zuläßt, daß in seinem Betrieb solche Zustände Tatsache sind. Denken wir genügend daran, daß unser Heiland nicht nur die kleinen Kinder meinte, wenn er sagte: «Wehe, wer einem dieser Kleinen Ärgernis gibt ...»? Hier spricht Christus von den Kleinen, den Schwachen, den Hilflosen in dieser Welt. Klein, schwach und hilflos in dieser Welt ist aber jeder, der nichts anderes anzubieten hat als seine Arbeitskraft. Ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist Christenpflicht. Ihm und den Seinen das zukommen zu lassen, was ihm und ihnen nottut, ist unabdingbares Gebot christlicher Nächstenliebe.

Die Mutter gehört zu ihren Kindern. Ihre Liebe, ihre körperliche und ihre seelische Präsenz sind die Kräfte, die den jungen Erdenbürger in den ersten Jahren seines Daseins in die menschliche Gemeinschaft hineinführen. Von der Mutter nimmt der Säugling, nimmt das kleine Kind jene Eindrücke auf, die in ihm das Bild der Umwelt, der Menschen formen. «Der Säugling trinkt mit den Augen.» Diese Tatsache bestätigt jede Mutter. Die Geborgenheit an der Mutterbrust, die liebende Sorge der Mutter, die ohne Hast und ohne Drang für das kleine Leben da ist, formt die ersten Lebenseindrücke, aus denen dann das Weltbild entsteht, das die Seele füllt, wenn das Menschlein zum Menschen geworden ist. Ich möchte behaupten, daß die körperliche und seelische Präsenz der Mutter für den Säugling und das Kleinkind so wichtig ist, daß es ein Vergehen an der körperlichen, geistigen und seelischen Gesundheit unseres Nachwuchses bedeutet, diese Mutter von ihren Kindern weg zu führen. Meines Erachtens bedeutet schon das Weglocken ein Vergehen!

Kinderhorte, Kinderkrippen sind Behelfsmittel, die schlimme Auswirkungen haben können, wenn sie Mütter dazu verlocken, ihre Kinder dort einzustellen. Anstatt den Mutterpflichten gerecht zu werden, außerhäuslicher Erwerbsarbeit nachzugehen, ist dem Kleinkind gegenüber eine schwere Pflichtvernachlässigung.

Nebenbei gesagt, ist die Errichtung von Krippen und Horten eine Lösung, über deren Zweckmäßigkeit man allen Ernstes nachdenken muß. Eine kleine Rechnung möchte das Problem nur andeuten: Durch die außerhäusliche Erwerbstätigkeit der Mutter entstehen zusätzliche Kosten. Die Haushaltsführung wird teurer. Der von der Mutter eingebrachte Nettolohn ist bloß ein Bruttowert. Schnellere Wertverminderung der Kleider, der Wäsche, der Haushalteinrichtung usw., die vermehrten Aufwendungen von teurerer Verpflegung und teurerer Haushaltsführung, die Unterbringung der Kinder, die auswärtige Verpflegung, pfannenfertige Produkte verursachen zusätzliche Kosten. Sie mindern den Nettowert des mütterlichen Einkommens mindestens um

einen Drittel, in vielen Fällen aber wahrscheinlich um ungefähr die Hälfte. Der Nettoertrag für den Haushalt ist demnach sehr gering.

Es stellt sich deshalb die Frage, ob es nicht zweckmäßiger wäre, familiengerichtete Fürsorgeeinrichtungen, die durch die außerhäusliche Erwerbsarbeit vieler Mütter notwendig werden, abzubauen und aus dem so erzielten Ertrag die Mutter dadurch zu erfreuen, daß man ihr bei einem bestimmten Einkommen des Vaters eine Zulage zukommen läßt. Sie könnte so angesichts der Bedürfnisse ihrer Kinder auf außerhäusliche Erwerbsarbeit verzichten. Herdgeld für die Mütter, die ihre Gegenwart dem häuslichen Herd erhalten, ist in Belgien und Frankreich schon längst bekannt.

Wenn die Kinder die Mutter nicht mehr so dringend brauchen

Soll die Frau außerhäuslicher Arbeit nachgehen, wenn die Kinder die Schule besuchen oder sich schon in der Lehre befinden? Ich möchte diese Frage weder mit einem klaren Ja noch mit Nein beantworten. Vielmehr möchte ich der Antwort die Feststellung voranstellen, daß die Kinder die Mutter immer brauchen. Sie haben ihren Rat, ihre Hilfe, ihren mütterlichen Beistand nötig, bis sie einen eigenen Hausstand gründen und sehr oft noch weit darüber hinaus.

Das große Problem, das die Erwerbsarbeit demnach stellt, ist die Frage, wie sich Arbeitswelt und Mutterpflicht vereinbaren lassen. Sofern die Mutter nur dann arbeiten geht, wenn die Kinder tagsüber in der Schule, im Betrieb oder sonstwie auswärts sind, wird sich Erwerbsarbeit mit der Mutterpflicht vereinen lassen. Sie darf aber im Rahmen ihrer Arbeit nicht so angespannt sein, daß sie abends ausgepumpt und abgeschafft zusammensinkt.

Die Mutter soll sich die ganze Zeit nach Möglichkeit weiterbilden, damit sie dann in der «postfamilialen Phase» ihres Lebens zu ihrem eigenen Gewinn und zum Nutzen ihrer engeren und weiteren Umgebung die Früchte ihrer Aus- und Weiterbildung durch sinnvollen Einsatz im Dienste der Gesellschaft ernten kann. Sie kann sich beispielsweise durch gemeinnützige Tätigkeit oder durch Mitwirkung in einer Schulbehörde, einer Armenpflege oder in der Kirche einen neuen, eigenen Aufgabenkreis schaffen.

Wie viele verwitwete und geschiedene Frauen bedauern zu tiefst, ihre persönliche Entfaltung, ihre berufliche Ausbildung nicht weiter vorangetrieben zu haben. In mancher Stellung wäre es ihnen möglich, durch Teilzeitarbeit das Nötige für Unterhalt und Ausbildung ihrer Kinder hinzu zu verdienen.

Die Verantwortung der Frau

Die Frau trägt Verantwortung gegenüber ihrer eigenen Persönlichkeit, gegenüber der Familie und der Gesellschaft. Diese kann nur voll erblühen, wenn sie in der christlichen Verantwortung des Geschöpfes dem Schöpfer gegenüber wurzelt.

Gegenüber sich selbst ist die Frau, wie jeder Mensch als erwachsenes, vernunftbegabtes Wesen, für ihre eigene seelische, geistige und körperliche Entfaltung verantwortlich. Der Haushalt mit den seelischen, geistigen und körperlichen Kräften, die Innehaltung einer vernünftigen Ordnung der Werte und das eigene Bemühen um eine optimale Entfaltung der eigenen Persönlichkeit gründen im Schöpfungsauftrag, das Verhältnis des Geschöpfes zum Schöpfer und jenes der Geschöpfe zueinander immer besser zu erkennen.

Gegenüber der Familie zeigt sich die Verantwortung der Frau und Mutter als Erzieherin und als Betreuerin des Haushaltes. Hier ist sie vor allem Leitbild der Werterhaltung und Führerin zu sinnvoller Ordnung der Werte. Sie formt und bereichert den häuslichen Raum. In der Gestaltung des Familienheimes und des Familienlebens kommt ihrer Entscheidung die Priorität zu. Daneben betreut die Frau als hauptsächlich Verantwortliche für den Konsum auch einen bedeutenden Teil der Ausgaben-seite innerhalb des Familienbudgets und trägt damit auch eine große volkswirtschaftliche Verantwortung.

Gegenüber der menschlichen Gesellschaft fällt der Mutter ein hohes Maß an Verantwortung zu. Sie ist weitgehend Trägerin der Funktion der Familie. In unserer immer stärker nach rationalen und materiellen Gesichtspunkten gestalteten und durchorganisierten Welt steht der Mensch in Gefahr, immer mehr als bloß anonymes Teilchen eingeleitet und manipuliert zu werden. Seine Würde als menschliche Person wird dadurch gefährdet. Er fühlt sich in seiner menschlichen Würde ebenso wie in seiner ganzen Existenz bedroht. In der gesunden harmonischen Familie wird ein Ausgleich geschaffen. Mutterliebe und Familienglück springen hier in die Lücke. Zwar verringert sich der Einfluß der Familie in der Öffentlichkeit zusehends. Dafür wächst aber ihre Bedeutung als personelle, intime Lebensgemeinschaft für Eltern und Kinder.

Es liegt nun weitgehend in der Hand der Frau, Mittelpunkt und Herz der Familie zu sein. Ihre ausgleichende Funktion bietet dem Menschen einen wirklichen Halt. Besonders in religiöser Beziehung wirkt sich das nachhaltig aus. Die Mutter formt die Familie sozusagen zu einem Reservat der Menschlichkeit. Hier kann der Mensch sich selbst sein. Hier findet er Geborgenheit und die Wärme menschlichen Kontaktes. Die Familie mit heranwachsenden Kindern bildet eine Gemeinschaft. Dieses Bewußtsein wird zu einem wesentlichen Teil durch die Gattin und Mutter geschaffen und gefördert.

Die Verantwortung der Umwelt

► **Erziehung, Elternschulung** – Eigene, auch zeitlich sehr begrenzte Berufstätigkeit der Frau außerhalb des Hauses setzt eine stärkere Gemeinschaft von Mann und Frau in Ehe und Familie voraus. Deshalb muß in Familie, Schule und Kirche der Erziehung zum partnerschaftlichen Denken mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. In der Erziehung der Geschlechter sollen die gegenseitigen Anlagen, Bedürfnisse und Wesensarten immer wieder vor Augen geführt werden. An das unveräußerliche Recht der Frau auf volle Entfaltung ihrer Persönlichkeit muß immer wieder erinnert werden. Die Ehevorbereitung, Eheberatung und Elternschulung müssen intensiviert und in der angegebenen Richtung vertieft werden.

Hier stellt sich der Wirtschaft eine Verpflichtung, deren sie sich noch nicht genügend bewußt ist. Ein gesunder Nachwuchs wird zum geeigneten Träger der Wirtschaft von morgen. Die Gesundheit des Nachwuchses hängt aber weitgehend von der Gesundheit der Familie ab, die diesen Nachwuchs zeugt, formt und bildet. Alle Maßnahmen zur Gesunderhaltung und Stärkung der Familie stehen demnach auch im Dienste der Wirtschaft. Die Wirtschaft ist daher verpflichtet, alle Bemühungen um Gesunderhaltung von Ehe und Familie tragen zu helfen. Es ist meines Erachtens ein Gebot der sozialen Verantwortung des Kapitals. Es muß die hierfür notwendigen Mittel zur Verfügung stellen. Ehevorbereitung, Eheberatung und Elternschulung sind in erster Linie von Gemeinschaften der Familie ins Werk zu setzen. Die Wirtschaft ist aber in Gemeinschaft mit Gemeinden, Kantonen und Bund verpflichtet, die zur Erfüllung dieser Aufgaben nötigen Mittel zur Verfügung zu stellen.

► **Mithilfe der Familie** – Mütterarbeit setzt stets voraus, daß der Vater und die Kinder sich darauf einstellen. Körperliche Erholung, Anregungen von außen und neue Eindrücke sind Voraussetzungen für die geistige und körperliche Gesundheit eines Menschen. Deshalb ist es nötig, daß die Frau bei ihrer doppelten Verpflichtung als erwerbstätige Mutter in der rationellen Haushaltsführung von ihren Familienangehörigen unterstützt wird und über die nötige Freizeit zur Erholung und zum Sammeln neuer Eindrücke verfügen kann. Hier tut Aufklärung und Meinungsbildung dringend not.

Der Vater muß sich überlegen, daß nicht nur er, sondern auch seine Frau auswärts arbeitet, und daraus den Schluß ziehen, daß er zu gleichen Teilen zu Hause zupacken muß. Für den

Gatten einer außerhäuslich erwerbstätigen Gattin ist das Bild des «Diwan-Pfusi-Pascha» – wie ihn Adolf Guggenbühl so neckisch nennt – verschwunden. Er muß, wie beim Erwerb des Familieneinkommens, so auch zu Hause Partner sein, auch in der Küche, sogar in der Waschküche. Dr. Urs Jäggi, Professor der Soziologie in Bern, formuliert das so: «Er darf nicht mehr bloß, wie so häufig, der Visiteur du soir sein.» Diese Feststellungen gelten selbstverständlich auch für die selbständig Erwerbenden, deren Gattinnen im eigenen Betrieb tätig sind.

► **Wohnungsbau** – Eine gut eingerichtete Wohnung, die den Grundanforderungen an den familienfreundlichen Wohnungsbau entspricht, ist Voraussetzung für eine gedeihliche Erwerbsarbeit der Frau. Deshalb rufen wir immer wieder unsere Vorschläge für den familienfreundlichen Wohnungsbau in Erinnerung.

Darf ich hier beifügen, daß jedes Unternehmen für jeden zusätzlichen Gastarbeiter die Verpflichtung hätte, neuen Wohnraum zu schaffen oder doch durch Anteilscheinzeichnung einen Beitrag dafür zu leisten? Wenn diese Forderung konsequent durchgeführt worden wäre, hätte unsere Wirtschaft heute wesentlich weniger Blähungsbeschwerden.

► **Lohnpolitik** – Durch eine bessere Form der Familien- und Kinderzulagen sollte verhindert werden, daß Mütter kleiner Kinder aus wirtschaftlichen Gründen außerhäuslicher Erwerbsarbeit nachgehen müssen. Denn entgegen der falschen Klischee-Vorstellung ist auch heute noch das Hauptmotiv für die Erwerbsarbeit von Müttern die wirtschaftliche Notwendigkeit.

► **Sinnvolle Organisation der Arbeitswelt** – Die Wirtschaft muß den andersartigen Lebensrhythmus der Frau mit Familienpflichten ernst nehmen und in ihre Planung einbeziehen. Sie muß berücksichtigen, daß die berufliche Laufbahn der Frau unterbrochen werden kann durch die Jahre, während welcher sie durch ihre Aufgabe als Mutter ganz ans Haus gebunden ist. Sie muß aber auch zur Kenntnis nehmen, daß die Funktion der Frau als Mutter keine Privatangelegenheit ist. Die Erfüllung der Mutterpflicht ist eine für die ganze Gesellschaft wesentliche Aufgabe. Diese Aufgabe mit modernen Mitteln zu fördern, ist ein dringendes Anliegen, denn es geht dabei um den Schutz und die Förderung der Familie. Sinnvolle Organisation der Arbeitswelt leistet hiezu einen wesentlichen Beitrag.

Unsere Wirtschaft ist bereit, die tollsten Verständigungsschwierigkeiten mit fremdsprachigen Gastarbeitern in Kauf zu nehmen. Sie sollte aber auch bereit sein, umzudenken und die familiäre Situation derer ernst zu nehmen, die sie als Arbeitskräfte gewinnen möchte.

Zu den Forderungen, die studiert und verwirklicht werden müssen, gehören: Auffrischkurse für das berufliche Wissen und Können der Frauen im Hinblick auf ihre post-familiale Lebensphase, Schulung der leitenden Mitarbeiter, denen diese Frauen unterstellt werden, Abbau der Überschätzung jugendlicher Arbeitnehmer, ungewöhnliche, aber den örtlichen und den familiären Verhältnissen angepasste Arbeitszeit, Schaffung und Bereitstellung von guten Teilzeitbeschäftigungsmöglichkeiten, die den erwerbstätigen Müttern helfen, ihren Pflichten gegenüber der Familie nachzukommen. Die vertragliche Regelung der Teilzeitarbeit hätte die Familienpflichten voll in Rechnung zu stellen und müßte sehr beweglich gehalten werden. Pro-Rata-

Konzipient: Sie haben in dieser Nummer bereits den abschliessenden Konzilsbericht von **Mario Galli** erwartet. Die Dichte der Ereignisse gerade in den letzten Konzilstagen machte das aber praktisch unmöglich. Dafür werden wir Ihnen im kommenden Jahr mit etwas mehr Abstand einen um so vollständigeren Ueberblick geben können.

Die Redaktion

Lohnansätze, Pro-Rata-Anspruch auf soziale Sicherheit, Kombination von Mütter-Teilzeitarbeit mit Invaliden- oder Alters-Teilzeitmöglichkeiten ergäben eine Vielfalt von Lösungen. Arbeitsrecht und Gesamtarbeitsvertrag hätten derartige Lösungen zu berücksichtigen.

Berücksichtigung der Familie liegt auch im Interesse der Wirtschaft

Erinnern wir uns, daß es die familienfeindliche Haltung von Wirtschaft und Gesellschaft war, die während der Krisenjahre in der Zwischenkriegszeit die Geburten von 100 000 pro Jahr auf fast die Hälfte hinunter sinken ließ.

Eindrücke von einer Reise durch die Sowjetunion (4)

Kommunismus – das bedeutet
Sowjetmacht plus Elektrifizierung
des ganzen Landes. (V. I. Lenin)

Dieses Zitat Lenins begegnet einem in Sibirien oft, besonders dort, wo große Dammbauten im Gange sind. Es stand in großen Lettern auf dem Staudamm von Bratsk und auf den Plakatwänden. Das ist weiter nicht erstaunlich, wenn man weiß, daß sich die energiewirtschaftlichen Möglichkeiten der sibirischen Flüsse auf rund 1500 Milliarden kWh jährlich beziffern, wobei derzeit erst ein geringer Teil dieser Möglichkeiten genutzt ist. Die Energieproduktion der Wasserkraftwerke Sibiriens lag Anfang 1965 bei 70 Milliarden kWh, das sind 16 % der Energieproduktion der sowjetischen Wasserkraftwerke. Die Bedeutung der Elektrifizierung Sibiriens liegt auf der Hand. Jedes Jahr werden neue, mächtige Vorkommen an Bodenschätzen entdeckt, so zum Beispiel ein Braunkohlevorkommen von 1000 km Länge, mit bis 100 m starken Flözen hart an der Erdoberfläche längs der Transsibirischen Eisenbahn bei Kansk-Atschinsk, oder das Erzlager von Baktschar (in der Gegend von Tomsk), das auf 100 Milliarden Tonnen geschätzt wird und ebenfalls im Tagebau ausgebeutet werden kann. Man spricht davon, daß allein das Hüttenwesen Westsibiriens eines Tages 20 bis 30 Millionen Tonnen Metall jährlich liefern könnte – aber das bleibt vorerst Zukunftsmusik. Unzweifelhaft jedoch sind die Mineralvorkommen, wozu auch Erdöl und Erdgas zu zählen wären, immens und die sich daraus ergebenden Perspektiven gewaltig. Doch ohne Menschen, Elektrizität und ausgebautes Verkehrsnetz lassen sie sich nicht verwirklichen, um so mehr, als die meisten entdeckten Lager in noch unerschlossenen Gebieten liegen. Zwar werden große Anstrengungen gemacht, aber die Wirklichkeit liegt noch weit hinter der projektierten Möglichkeit.

Nehmen wir zum Beispiel das Eisenbahnnetz. 1913 umfaßte das russische Eisenbahnnetz 71 700 km, 1964 waren es 128 000 km, was 10 % aller Eisenbahnlinien der Welt ausmacht. Die Verkehrsfrequenz ist außergewöhnlich hoch, so daß beinahe die Hälfte des Weltgüterumschlages auf die sowjetischen Eisenbahnen entfällt. Und trotzdem ist die Dichte des Schienennetzes insbesondere in den außereuropäischen Teilen der Sowjetunion sehr gering. Obwohl die Sowjetunion 540mal größer ist als die Schweiz, ist das Eisenbahnnetz nur 25,5mal länger; was die elektrifizierten Linien anbelangt, sogar nur viermal länger, nämlich 20 000 km. Auch das Straßennetz ist noch stark unterentwickelt, wenn sich hierfür auch wesentlich schwerer Vergleichszahlen finden lassen. Die angeführten Vergleiche haben auch nur einen relativen Wert. Sie sollen vor allem veranschaulichen, welche Schwierigkeiten eine wirtschaftliche Erschließung Sibiriens noch machen wird. Zieht man die klimatischen Bedingungen und die Bodenbeschaffenheit (Sümpfe, Taiga, Eissteppe) sowie die geringe Besiedlungs-

Dieser Ausfall ist schuld daran, daß uns heute 350 000 bis 400 000 Arbeitskräfte im Alter zwischen 25 und 50 Jahren fehlen, mit denen wir rechnen könnten, wenn der Wille zum Kind nicht mit wirtschaftlichen Mitteln unterbunden worden wäre.

Daran sollten wir heute denken, wenn eine bessere und vermehrte Eingliederung der Frauen in den Arbeitsprozeß angestrebt wird. Die Familie darf durch diese Bestrebungen in keiner Weise beeinträchtigt werden. Mißachtet die Gesellschaft von heute diese Forderung, so wird die Generation von morgen den Schaden zu tragen haben.

Elisabeth Longoni-Portmann (Wallisellen)

dichte Sibiriens (2,5 Bewohner pro km²) mit in Betracht, so muß einem das Erreichte bereits Bewunderung abringen.

Es sei nur am Rande erwähnt, daß für die Chinesen die wirtschaftliche Erschließung des sibirischen Raumes noch schwieriger wäre als für die Russen. Die chinesischen Nordprovinzen sind noch längst nicht erschlossen. Der chinesische Griff nach Sibirien – gelegentlich als zwingende Notwendigkeit der Zukunft dargestellt – ist keineswegs überzeugend!

Lenin hatte entschieden Weitblick bewiesen, als er 1920 den sogenannten GOELRO-Plan zur Elektrifizierung der Sowjetunion anregte und hierzu am 22. Dezember 1920 auf dem VII. Allrussischen Sowjetkongreß bemerkte: «Meiner Meinung nach ist das unser zweites Parteiprogramm ... Kommunismus – das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes.»

Die gemachten Fortschritte erhellen aus den folgenden Zahlen. In der Sowjetunion gab es

1913	16 Wasserkraftwerke, Jahresproduktion	1 945 Millionen kWh
1928	121 Wasserkraftwerke, Jahresproduktion	5 007 Millionen kWh
1950	3 218 Wasserkraftwerke, Jahresproduktion	91 226 Millionen kWh
1959	12 710 Wasserkraftwerke, Jahresproduktion	265 112 Millionen kWh

(das sind 18 % der damaligen Gesamtstromproduktion der Sowjetunion). 1961 lag die Jahresproduktion der Wasserkraftwerke bereits bei 327 000 Millionen kWh. Für 1965 sind 520 000 Millionen kWh projektiert, für 1970 sogar runde 1 000 000 Millionen kWh. Heimlich oder offen haben es sich die Sowjets zum Ziel gesetzt, die Vereinigten Staaten (welche bereits 1958 724 000 Millionen kWh erzeugten) einzuholen und zu überflügeln.

Daß diese gigantischen Pläne realisierbar sind, zeigen die bereits errichteten Bauten, insbesondere das derzeit weltgrößte Stauwerk von Bratsk an der Angara. Noch vor zehn Jahren bedeutete der Name Bratsk nichts. Zwar hatten dort die ersten russischen Siedler im Jahre 1631 einen sogenannten «Ostrog», eine Holzbefestigung, angelegt. Bis aber die ersten Geologen 1954 hier ihre Zelte aufschlugen, waren die Tiere der sibirischen Taiga und einige Jäger die einzigen Lebewesen dieser Gegend. Im Winter 1956 rückten die ersten Bautrupps (natürlich ebenfalls in Zelten) an und gingen mit Spezialsägen dem Eis der Angara zu Leibe. Man hat diese Pioniere in der Sowjetunion nicht ganz zu Unrecht als «Helden» bezeichnet. Man kann sich die Arbeitsbedingungen in einem Gebiet ausmalen, wo die Quecksilbersäule durchschnittlich während 14 Tagen im Jahr unter minus 50 °C sinkt.

Zur Durchführung der Bauarbeiten mußten erst 300 km Straßen und 400 km Eisenbahnlinien errichtet werden. Rund 50 000 Personen waren an dem Bau beschäftigt. Davon waren 70 % weniger als 26 Jahre alt. 42 Millionen m³ Erde und Steine mußten abgetragen werden, von denen 18 Millionen m³ als Schüttmaterial weitere Verwendung fanden. Sechs Kräne mit einem Hebegewicht von 22 Tonnen wurden beim Dammbau eingesetzt. Der Staudamm ist 5,2 km lang (3,7 km Erdwall und 1,5 km eigentliche Staumauer aus Beton), in der Basis 100 m breit und rund 126 m hoch. Auf der Dammkrone fährt die Eisenbahn, während etwas tiefer eine Autobrücke aufgehängt wurde. Das Bauwerk ist wahrhaft imposant. Die Maschinenhalle mit ihren 20 Francis-(Spiral-)Turbinen mißt 630 m. Die Turbinen, von denen jede eine Leistung von 200 000 kW aufweist, wurden im Kombinat Elektrosila in Leningrad hergestellt. Das Wasser ergießt sich mit einem Gefälle von 100 m durch 7 m dicke Rohre in die Turbinen. Bei einer

Leistung von 4 Millionen kW dürfte das Werk jährlich 22 Milliarden kWh liefern.

Doch was einen Besucher vor allem aus der Fassung zu bringen vermag, ist die Größe des aufgestauten Sees. Mehr als eine Stunde flog unsere 30plätzigc Iljuschin 14 über dieses künstliche Binnenmeer dahin, und als ich erst noch mit einem Schiff der Meteorologischen Anstalt den See überquerte, da kannte mein Staunen keine Grenzen mehr. Kunststück, das «Meer von Bratsk» ist 500 km lang (mehr als die Strecke Basel-Paris), besitzt bei einer Maximaltiefe von 64 m ein Volumen von 170 Milliarden m³ (das sind 170 km³) und bedeckt ein Fläche von 5500 km² (das heißt mehr als einen Achtel der Schweiz). Dabei wird das Kraftwerk von Bratsk, zumindest was seine Leistung anbetrifft, in Kürze von anderen Bauten in Sibirien übertroffen werden. Allein an der Angara (Länge 1800 km, vom Baikalsee bis zur Mündung in den Jenisej) sind sechs Staustufen vorgesehen, die zusammen jährlich 70 Milliarden kWh liefern sollen. Die dritte Stufe (nach Irkutsk und Bratsk) bei Ust-Ilim mit einer projektierten Leistung von 4,5 Millionen kW ist schon im Bau. Der Jenisej-Stau bei Krasnojarsk mit einer Leistung von 5 Millionen kW steht vor der Vollen- dung.

Auch die neuen Industriekombinate haben sibirische Dimensionen. An den Ufern des Bratsker Meeres ist ein Zellulosekombinat entstanden, das jährlich 4 Millionen m³ Holz zu rund 500 000 Tonnen Zellstoff, Pappe, montagefertigen Häusern, Holzspanplatten, Futterhefe und anderem mehr verarbeiten wird. Das Gelände dieses Industriekomplexes umfaßt 400 Hektar. Bei meinem Besuch stellte ich fest, daß praktisch die ganze Fabrikarüstung von den KMW (Mechanische Werkstätten Karlstad) Schweden stammte. Schwedische Ingenieure arbeiteten auch beim Aufbau der Anlage mit, welche weitgehend automatisiert ist. Die 4000 Arbeiter des Zellulosekombinates leben in einer eigenen Stadt, durch einen drei Kilometer breiten Waldstreifen von der Fabrikanlage getrennt. Um bei dem gewaltigen Verbrauch die Holzreserven zu sichern, wurde in der Taiga ein Kreis mit einem Durchmesser von 50 km abgesteckt und dieser Kreis in 100 Sektoren eingeteilt. Pro Jahr wird ein Sektor abgeholzt. Die geschätzte Menge liegt bei 5 Millionen m³. Anschließend erfolgt die Aufforstung. Zumindest theoretisch sollte dann der entsprechende Sektor während der folgenden 99 Jahre wirtschaftlich nicht genutzt werden. Der Holztransport ist relativ einfach. Er erfolgt zum großen Teil auf dem Wasserweg. Die Stämme werden in den Hafen am See von Bratsk gefloßt und über eine Hebebühne in die Fabrik transportiert. Zieht man das gesamte Areal, das zu diesem Industriekomplex hinzugehört, mit in Betracht, so kommt man auf eine Fläche von rund 300 km² (das ist zweimal das Fürstentum Liechtenstein).

Die Landkarte Sibiriens hat sich in den letzten Jahren sehr geändert. Ganze Städte wurden im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Boden gestampft. Innerhalb von zehn Jahren entstand am Meer von Bratsk eine Stadt von 140 000 Einwohnern mit 33 Schulen (davon 14 Mittelschulen). Streng genommen sind es eigentlich zehn Städte, Bratsk und neun «Cités». Die Neubauten haben ein durchaus europäisches Gepräge und könnten ebensogut in Leningrad oder Moskau stehen. Allerdings reicht ihre Zahl noch längst nicht aus. Ein großer Prozentsatz der Einwohner lebt noch in recht beengten und zum Teil sogar kümmerlichen Verhältnissen. Im Normalfall sind Mann und Frau werktätig. Frauen, die nach unserer Auffassung – ausschließliche Männerarbeiten (zum Beispiel auf dem Bau) verrichten, gehören zum Alltagsbild. Die Kleinkinder können für einen relativ kleinen Betrag in einem der 72 Kindergärten, beziehungsweise Kinderkrippen «deponiert» werden. Arbeiten die Eltern in der Nachtschicht, so können sie ihre Kinder auch über Nacht in der Kinderkrippe lassen. Was man auch sonst zu diesem System bemerken mag, eines ist sicher, diese Horte sind gut geführt. Davon konnte ich mich mit eigenen Augen überzeugen. In dem betreffenden Kindergarten fanden sich 135 Kinder im Alter zwischen ein und sieben Jahren. 37 Personen sorgen für das Wohl der Kleinen, darunter ein festangestellter Arzt, fünf Kranken-

schwestern und zehn Pädagoginnen. Auch in Sachen Einrichtung hielt dieser Kinderhort einen Vergleich mit westlichen Institutionen gleicher Art aus. Alles war tadellos sauber (und zwar nicht nur dort, wo man den Besuch eines Ausländers voraussehen konnte)! Dies tröstet jedoch nur schwerlich über die Tatsache hinweg, daß die sowjetischen Gehälter – sofern es sich nicht um den Lohn hoher Funktionäre handelt – nach wie vor so niedrig sind, daß Mann und Frau werktätig sein müssen. Dafür steht in großen Lettern an der Einfahrt zu einer der Cités von Bratsk der Schlußsatz aus dem Parteiprogramm von 1961: «Die Partei verkündet feierlich: die heutige Generation der Sowjetmenschen wird im Kommunismus leben!» Das Versprechen wird noch durch ein überlebensgroßes Bild von Lenin unterstrichen.

Der ausländische Besucher, der zur Sommerszeit nach Ostsibirien kommt, findet wenig Grund, sich nicht begeistert zu zeigen. Die unendlichen Wälder der sibirischen Taiga sind überwältigend, und nicht weniger überwältigend wirken auch die industriellen Realisationen, welche man den Fremden nur zu gerne als kommunistische Hochleistung demonstriert, unterstrichen durch eine ganze Lawine von Statistiken und Zahlen, die er im besten Falle notieren, an Ort und Stelle jedoch niemals und zu Hause nur schwer nachprüfen kann. So bezifferte zum Beispiel der Chefingenieur des Staudammes von Bratsk die Leistung auf 4,5 Millionen kW, während sämtliche mir vorliegenden Publikationen nur von 4 Millionen kW sprechen. Dieser «kleine Unterschied» macht – in der Jahresproduktion ausgedrückt – eine Milliarde kWh aus. Wahrheit oder Propaganda? Dies ist schwer zu sagen. Ebenso gab mir ein Ingenieur des Zellulosekombinates für die Oberflächenausdehnung des Werkes die Zahl 300 km² an, ohne näher zu präzisieren, was er da noch alles mit hinzugezählt hatte. Er hätte ebensogut 4 km² sagen können – es hätte auch gestimmt! Der gleiche Herr wies auch mit begeisterter Stimme darauf hin, daß die Zellulosefabrik pro Sekunde 65 m³ Wasser brauche, zweimal mehr als die Stadt Leningrad (mit 3,5 Millionen Einwohnern). Er dürfte kein allzu eifriger Leser der «Pravda» gewesen sein. Sonst wäre ihm sicherlich der Artikel A. Merkulovs «In Sorge um den Baikale» (Pravda Nr. 59/28.2. 1965) auch bekannt gewesen, in welchem es unter anderem heißt:

«Ich habe weiter erfahren, daß in dem Holzindustrie-Kombinat von Bratsk die Abwässerreinigung überhaupt nur pro forma geschehen wird. In diesen Kläranlagen sollen dreimal soviele Industrieabwässer gereinigt werden wie in dem Werk am Baikale, für ihren Bau aber hat das Staatskomitee zehnmal weniger Mittel bewilligt. Wenn die geplante Kapazität des Bratsk-Kombinats voll erreicht sein wird, werden bis 30 m³ Abwässer je Sekunde ausgeschieden. Dunkelbraune Wassermassen werden sich in den im Vergleich damit viel zu kleinen Fluß Vichorevka ergießen. Gleichzeitig gelangen in die Angara neben den sogenannten gereinigten auch ungereinigte, übelriechende, giftige Abwässer, die für alle Lebewesen schädlich sind. Und deshalb werden bereits jetzt an den Ufern der Vichorevka vorsorglich an elf Stellen Bohrungen durchgeführt, um die Bewohner der Wohnsiedlungen entlang dieses Flusses mit Trinkwasser zu versorgen. Dies hätte man auch hier vermeiden können, hätte man die Abwässer in trockene Gruben abgeleitet.»*

Eine Mondnacht am Ufer des Bratsker Meeres ist zauberhaft. Bei Tag besehen wirkt die Gegend nicht weniger romantisch. Die Taiga wird gelegentlich von den silberglitzernden Mastenwäldern der Hochspannungsleitungen unterbrochen, während in Ufernähe einige verkohlte Baumstrünke als Zeugen einer verlorenen Schlacht aus dem Wasser schauen. Es braucht schon etwas Phantasie, um zwischen diesen schwarzen Baumrudimenten und den hohen Leitungsmasten eine direkte Beziehung zu sehen. – Aber sie besteht!

Im Artikel «Die Natur und wir» der «Literaturnaja gazeta» (Nr. 58/15. 5. 1965) wurde der Abteilungschef des staatlichen Baukontors V. Grebenkin zitiert, welcher erklärte: «Man beeilte sich, den Stausee von Bratsk vorzeitig fertigzustellen. Um dieses Zieles willen wurden 11 Millionen m³ Holz, das teilweise schon geschlagen war, verbrannt und überflutet. Aber der Stausee ist bis jetzt noch nicht bis zum geplanten Pegelstand gefüllt,

und manche stromverbrauchenden Betriebe konnten noch nicht ihre Arbeit aufnehmen. Wozu war denn eine solche Eile notwendig?)* Die Frage wirkt um so berechtigter, als das Aluminiumkombinat, das dereinst zwei Drittel der Stromproduktion von Bratsk verbrauchen soll, erst in einigen Jahren fertiggestellt sein wird. Die «Literaturnaja gazeta» versäumte denn auch nicht, das erwähnte Zitat folgendermaßen einzuleiten: «Bürokratischer Übereifer verwandelt sich auf Schritt und Tritt in himmelschreiende Mißwirtschaft.» An Selbstkritik fehlt es den Russen keineswegs. Das hindert aber nicht, daß ein hoher Funktionär den Ausländern erklärt, Bratsk sei nun dem sibirischen Verbundnetz eingegliedert und eine 1050 km lange Überlandleitung («eine der größten unseres Landes») führe bis in den Kuzbaß. Die ursprüngliche Fehlplanung war durch eine neue Hochleistung kompensiert worden – von den dadurch verschleuderten Geldern allerdings schweigt des Sängers Höflichkeit! Die Planwirtschaft ist eine der großen Stärken des kommunistischen Regimes – aber auch seine Schwäche. Je größer der Plan, desto größer auch der Schaden im Falle einer Fehlplanung.

Zu den größten Imponderabilien der Planung gehört nach wie vor der Mensch. Die Regierung unternimmt begreiflicherweise größte Anstrengungen, um Leute für Sibirien zu gewinnen. Von dem Anreiz durch höhere Löhne war bereits die Rede. Und der Erfolg? In einer in «Voprosy ekonomiki» (Nr. 6/1965) veröffentlichten Erklärung J. Manewitschs heißt es unter anderem:

«Wie aus den Rechenschaftsberichten hervorgeht, ging die Abwanderung der Bevölkerung aus den Ostgebieten in den Jahren 1956–1962 weiter. So zogen zum Beispiel in den Jahren 1956–1960 über 700 000 Menschen (einschließlich der Familienmitglieder) dank der organisierten Anwerbung, dem öffentlichen Appell folgend und noch öfter auf eigene Faust nach Sibirien. Und dennoch lag der allgemeine Bevölkerungszuwachs in Sibirien beträchtlich unter dem natürlichen, das heißt die Zahl der in diesen Jahren aus Sibirien fortgezogenen Bevölkerung lag über der Zahl der zugezogenen ...

* Zitiert nach «Ost-Probleme» Nr. 17, Bonn, 27. 8. 1965.

Bücher zur Spiritualität

Albert Löschhorn: Christus in uns - eine frohmachende Botschaft. Brunnen-Verlag, Gießen und Basel, zweite, neu bearbeitete Auflage, 1963. 119 Seiten. Fr. 5.45. – Auf Grund der hl. Schrift und mancher ergreifender Texte reformierter Schriftsteller legt der evangelische Verfasser seinen Glaubensgenossen die auch uns Katholiken vertraute Lehre von der Innewohnung Christi im Gerechtfertigten dar. Abgesehen von teils erheblichen Lehrunterschieden, die sich verständlicherweise bemerkbar machen, kann das kleine Büchlein auch einem katholischen Leser kostbare Anregungen vermitteln. *M. R.*

Michael Horatzuk: Frontwechsel zum Guten - Die Unterscheidung der Geister. Verlag Herold, Wien und München, 1964. 232 Seiten. Fr. 13.80. – Es fehlt heute nicht an Anweisungen zum Erfolg auf verschiedenen Gebieten: sei es für das leichte Erlernen einer Fremdsprache, zur Erhaltung der Gesundheit durch zweckmäßige Ernährung, oder im Geschäftsleben. Wenn man nicht enttäuscht werden will, ist es gut, diese Versprechungen mit Vorsicht aufzunehmen. — Auch der durch seine originellen religiösen Schriften bekannte M. Horatzuk gibt uns im vorliegenden Band eine Anleitung, und zwar zum richtigen Handeln im geistlichen Leben. Dabei geht es hier nicht um vollkommen neue, billige Rezepte, denen gegenüber eine Dosis Mißtrauen am Platz wäre, sondern um eine Erklärung der «Regeln zur Unterscheidung der Geister». (Unter diesen «Geistern» sind die Strömungen zu Gott hin und von Gott weg zu verstehen, denen sich jeder Mensch ausgesetzt sieht.) Diese Regeln hat ein Meister des geistlichen Lebens, der hl. Ignatius von Loyola, durch Selbstbeobachtung erprobt und in seinem Exerzitienbüchlein andern empfohlen. Sie haben auch heute noch Geltung. Es ist das Verdienst des

Die zwischen den bestimmten Gebieten (und zum Teil innerhalb eines Gebiets) zu beobachtende Migration der Bevölkerung wird vor allem dadurch hervorgerufen, daß die durch die klimatischen Besonderheiten der jeweiligen Gebiete bedingten Schwierigkeiten, die erhöhten Zonenpreise, die schwache kulturelle Betreuung weder von der Höhe der Einkommen noch von den Wohnverhältnissen noch von der Zahl der Schulen, Technika und Hochschulen kompensiert werden ...

Der Unterschied in den Lebenshaltungskosten zwischen den südlichen Gebieten und dem Hohen Norden beträgt 70–80 %. Verglichen mit den zentralen Gebieten des Landes steht in Sibirien und im Fernen Osten weniger Wohnraum zur Verfügung, und die Wohnverhältnisse sind schlechter ... Nach unseren vorläufigen Berechnungen betragen die Verluste, die der Volkswirtschaft der Sowjetunion durch die Fluktuation der Arbeitskräfte entstehen, jährlich 2 Milliarden Rubel; der größte Teil davon entfällt auf die Gebiete des Urals, Sibiriens und des Fernen Ostens.»*

Und die negative Bevölkerungsentwicklung hält noch immer an. 1960 lebten gemäß Angabe der «Malaja Sovetskaja Enciklopedija» rund 23,5 Millionen Menschen in Sibirien. Als ich im August dieses Jahres mit Professoren der Zweigstelle der Akademie der Wissenschaften in Irkutsk sprach, da ergab sich aus ihren detaillierten Angaben, daß heute nur noch 22 Millionen Menschen in Sibirien (das heißt West- und Ostsibirien plus Ferner Osten) leben. Dies bedeutet, daß im Verlaufe von nur fünf Jahren 1,5 Millionen aus Sibirien abwanderten (das sind über 6,3 % der Bevölkerung von 1960)! Wenn man hört, daß die Außenarbeiten jeweils erst bei minus 50 °C eingestellt werden, versteht man diese Entwicklung. Auch sind die Zeiten des Zarismus und insbesondere Stalins vorbei, als man das sibirische Bevölkerungsproblem mit Hilfe von Deportationen und Zwangsarbeitslagern zu lösen versuchte.

Man darf sich zu Recht fragen, ob und wie die Regierung dieses Problem schließlich lösen wird. Sibirien ist ein Land der Zukunft – aber nur, wenn sich auch die Menschen zu seiner Erschließung und Besiedlung finden. *R. H.*

vorliegenden Buches, diese alte Weisheit in einer neuen ansprechenden Form klar und verständlich darzustellen, so daß jeder aufmerksame Leser reichen Nutzen daraus ziehen kann. *A. Seb.*

Alois Beck und Karl Pichl: Wir und die Welt. Lehr- und Arbeitsbuch für den katholischen Religionsunterricht in der 8. Klasse der allgemein bildenden höheren Schulen Österreichs. Tyrolia-Verlag Innsbruck-Wien-München, 1964. 396 Seiten. – Mit den letzten Fragen über den Sinn von Welt und Mensch soll sich der Absolvent der höheren Schulen vor dem Übertritt in den Beruf oder an die Hochschule beschäftigen. Das Buch bietet in gedrängter, aber keineswegs oberflächlicher Art die christliche Antwort auf die Probleme, die in der Konfrontierung mit der heutigen pluralistischen Welt an die Katholiken heranreten (Christ und moderne Naturwissenschaft, die nichtchristlichen Weltanschauungen, das christliche Menschenbild). Ein zweiter Teil für die 9. Klasse geht auf weitere Themen ein. Das Gemeinschaftswerk wurde von verschiedensten Fachgelehrten überprüft. Sein Inhalt besticht, von wenigen Ausnahmen abgesehen, durch klares Wissen und weltoffene Haltung. Trotz der Versuche zur Auflockerung des Textes durch verschiedenen Druck und Randleisten dürfte aber das schwer überschaubare, durch kein Bild, keine einprägsame Einteilung erschlossene «Pensum Religion» für den jungen Menschen zu wenig anziehend wirken. *H. W. G.*

Klaus von Bismarck und Walter Dirks (Hrsg.): Christlicher Glaube und Ideologie. Kreuz-Verlag, Stuttgart, und Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz, 1964. 205 Seiten, mit Sachregister. Leinen. DM 14.80. – Unter diesem Titel werden 28 Beiträge einer Sendereihe des Westdeutschen Rundfunks herausgegeben. Es geht dabei um die Frage, wie sich Christen gegenüber der jeweils herrschenden Weltanschauung in Geschichte und Gegenwart verhielten. Es geht also in diesem Buch nicht um eine grund-

Wir wünschen unsern Lesern Gottes Gnade und Segen zum Christfest und zum neuen Jahr 1966

Redaktion und Administration der «Orientierung»

sätzliche Gegenüberstellung von christlichem Glauben und Ideologie, vielmehr will man Kirchen und führende Christen in der Auseinandersetzung mit den Ideologien ihrer Zeit und ihres Landes zeigen. Dabei beschränkte man sich in der Wahl der Ideologien auf die Zeit nach der Französischen Revolution und ließ die Erscheinungen des Nationalsozialismus und des Antisemitismus ihrer Bedeutung wegen weg. Auch wenn europäische Probleme im Mittelpunkt stehen, vergaß man doch nicht, diese Auseinandersetzung zwischen christlichem Glauben und Ideologien in der modernen Zeit weltweit auszudehnen und aufzuzeigen. Da die Autoren des Buches verschiedenen Kirchen und Ländern angehören, darum auch verschiedene Ansichten über das Verhältnis von christlichem Glauben und Ideologie haben, ist das Buch geeignet, anspruchsvolle Christen zu einer kritisch wachen Konfrontation ihres Glaubens mit allen Zeitströmungen anzuleiten. *J. T.*

Marian Dolores: Entfaltung der Persönlichkeit im Ordensleben – Eine Psychologie der religiösen Gemeinschaft. Rüber Verlag, Luzern und Stuttgart, 1965. 188 Seiten. Fr./DM 14.80. – Dieses anregende Buch ist aus Vorlesungen für Ordensleute herausgewachsen. Die Verfasserin, selber Ordensfrau, macht in wohlthuender, etwas vereinfachender Weise moderne Psychologie fruchtbar für die geistliche Entwicklung von Männern und Frauen in einer religiösen Gemeinschaft, in der die Spannungen zwischen individuellen und sozialen Interessen immer spürbar sind. Sie zeigt, daß niemand im Kloster zu verkümmern braucht und weist diskret den Weg zur Vollreife der menschlichen und christlichen Persönlichkeit. Dem ganzen Werk spürt man die solide wissenschaftliche Grundlage, praktische Erfahrung und den gesunden Menschenverstand der Autorin an. Obere und Untergebene werden daraus wertvolle Erkenntnisse zur Neugestaltung des Ordenslebens finden. Die Übersetzung aus dem Amerikanischen von Paul F. Portmann ist tadellos. *Re*

Studientagung

der «Christlichen Arbeitsgemeinschaft für Ehe- und Familienfragen» (CAGEF), Montag, den 17. Januar 1966, im «Rigiblick», Krattenturmstraße 59, Zürich 6.

Thema:

Die Rolle des Vaters – in der Sicht des Theologen – des Soziologen – der Mutter und der Kinder

Referenten: Pfr. Dr. Th. Rüschi, Zürich; P. Dr. J. David, Dortmund/Zürich; Frau Dr. Maria Egg-Benes, Zürich.
Beginn der Tagung: 9.30 Uhr, Schluß ca. 16.30 Uhr.

Schriftliche Anmeldung bis 8. Januar an Herrn Dr. med. B. Harnik, Eidmattstraße 55, 8032 Zürich, Telefon (051) 24 24 40.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, 8002 Zürich, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», 8002 Zürich, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto 80-27842.

Abonnementspreis: Schweiz: Jahresabonnement Fr. 15.–; Halbjahresab. Fr. 8.–; Gönnerabonnement Fr. 20.–. Einzahlungen auf Postcheckkonto 80-27842. **Studentenabonnement für alle Länder** ist Halbjahresabonnement. – Belgien-Luxemburg: bFr. 190.–/100.–. Bestellungen durch Administration Orientierung. – Deutschland: DM 16.–/8.50, Gönnerabonnement DM 20.–. Best.- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, 8002 Zürich. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Konto Nr. 785, Psch. A. Ludwigshafen oder Nr. 17525 Mannheim, Orientierung. – Dänemark: Kr. 25.–/13.–. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. – Frankreich: Fr. 18.–/10.–. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. – Italien-Vatikan: Lire 2200.–/1200.–, Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicola da Tolentino, 13, Roma. – Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142 181. Sch. 90.–/50.–. – U.S.A.: jährlich \$ 4.–.

Neuerscheinung

JOSEF RUDIN

Fanatismus

Eine psychologische Analyse

220 Seiten, mit 4 Seiten Abbildungen. Leinen Fr./DM 18.–
Walter-Verlag, Olten und Freiburg/Br.

Rudin untersucht zunächst die Erscheinungsbilder des Fanatismus, die Zustände der Erregung, Leidenschaft und Willenswut mit ihren Begleiterscheinungen. Dann werden die tieferen seelischen Hintergründe und treibenden Motive durchleuchtet. Besonders eindringlich sind die Erörterungen über die verschiedenen Formen der Werthaltung bei den Fanatikern im Bereich der Kunst, der Wissenschaft und Politik. Schließlich stellt sich die Frage nach der pathologischen Seite des Fanatismus: Geht es um hysterische Mechanismen, um schizoide oder zwangsneurotische Erlebens- und Gestaltungsformen?

Tyrolia-Geschenktaschenbücher

Zuletzt sind erschienen:

Gerald Vann **Nr. 29**
Wort des Adlers

Einführung in das Johannesevangelium. Aus dem Englischen.
144 Seiten Fr. 5.80.

Reinhold Stecher **Nr. 30**
Begegnung auf Mittelwelle

Morgenbesinnungen. 74 Seiten Fr. 5.80.

Heinrich Suso Braun **Nr. 31/32**
Die zehn Gebote

Radiopredigten. 12.–17. Tsd., 252 Seiten Fr. 7.80.

Johannes Rosche SJ **Nr. 1**
Leben in Gottes Hand

20. Tsd., 156 Seiten Fr. 5.80.

Bei Ihrem Buchhändler



Tyrolia-Verlag
Innsbruck Wien München